



OSKAR BECK

TOR IN STUTTGART

Fußballgeschichte(n)

Oskar Beck
Tor in Stuttgart - Fußballgeschichte(n)
© 2023 local global GmbH, Stuttgart

1. Auflage
erschienen bei local global
Oktober 2023

local global GmbH, 70178 Stuttgart

Layout und Titelgestaltung: Julia Steiner
Druck und Bindung: Alfaprint s.r.o.
Printed in Slovakia

ISBN: 978-3-9820948-2-3

Bildnachweise:
Alle Bilder ©Pressefoto Baumann
außer
S. 86, S.98, S.101, S.104 ©Picture Alliance (dpa)
S. 141 ©Uli Reinhardt

OSKAR BECK

TOR IN STUTTGART

Fußballgeschichte(n)

Inhalt

VORWORT	8
von Erwin Staudt	
JÜRGEN KLINSMANN - DER FALLRÜCKZIEHER	14
"Lass es, du brichst dir das Genick"	
JOACHIM LÖW - EIN BEINBRUCH MIT FOLGEN	18
"Ich vermisse drei Jeans und einen Pullover"	
MATTHIAS SAMMER - DER FEUERTEUFEL	22
"Ich hätte mich am Montag nicht zum Bäcker getraut"	
PELE, MARADONA, MESSI, RONALDO - UND ANDERE WELTSTARS	26
"Zweimal schob er mir den Ball zwischen den Beinen durch"	
GIOVANNI TRAPATTONI - DER WELTMANN	32
"Wenn the Mannschaft lose the Kopf is possible that"	
GILBERT GRESS - DER SECHSTE BEATLE	36
"Ich wohne auf dem Dorf und melke jeden Tag die Kühe"	
JENS LEHMANN - DER SKORPION	40
"Geht's auch einmal normal, Herr Lehmann?"	
DAVID BECKHAM UND DIE WM-FESTSPIELE 2006	44
"Berlin, Berlin, wir pfeifen auf Berlin!"	

AXEL DÜNNWALD-METZLER - AUF, IHR BLAUEN GÖTTER!	48
"Das Messer steckt im Schienbeinschützer"	
FELIX MAGATH UND DIE JUNGEN WILDEN	52
"Vielleicht sollte ich dahin gehen, wo sie noch barfuß spielen"	
MANFRED ROMMEL - NO SPORTS!	56
"Haben Sie mir auch einen Blindenhund mitgebracht?"	
HANS KINDERMANN - DER SCHARFRICHTER	60
„Du kriegst einen Bauchschuß, du Drecksack!“	
CARLOS DUNGA, GIOVANE ELBER UND ANDERE BRASILIANER	64
"Hallo Dunga - Grüße aus Stuttgart!"	
JÜRGEN SUNDERMANN - DER WUNDERMANN	68
"Klubräume ausschweifeln! Eiterbeulen ausdrücken!"	
RALF RANGNICK - KAMPF UM RONALDO	72
"Überfallen Sie notfalls eine Bank, aber kaufen Sie ihn!"	
ERICH RETTER - DER VERHINDERTE HELD VON BERN	76
"Erich, willsch mit in d' Adolf-Hitler-Kampfbahn?"	
KARL ALLGÖWER - EIN BEIN WIRD ZUR ABSCHUSSRAMPE	80
"Bei Loch im Anzug keine Regressansprüche"	
GUIDO FRICK - DER (UN-)HEIMLICHE HELD DER WM 1974	86
"Johan lud zur Nacktbade-Party"	
GUIDO BUCHWALD - DER SPÄTZLES-MARADONA	90
"Hallo, Diego!"	

GERHARD MAYER-VORFELDER - DER PATRIARCH	94
"Du darfst dich nicht wegblasen lassen"	
RUDOLF KREITLEIN - EIN MANN SIEHT ROT	98
"Ich habe seine Beleidigung am Gesichtsausdruck abgelesen"	
ARIE HAAN - DER ERFINDER DER GUTEN LAUNE	102
"Ich nehme das Geschnetzelte"	
HANSI MÜLLER - HILFE, DIE BAYERN KOMMEN!	106
"Menschenskind, das sind ja meine alten Helden"	
DIETER DOLLMANN - DER BLAUE HÖHENFLIEGER	110
"Ich habe Blut geschwitzt"	
REINHARD HÄFNER UND HERMANN OHLICHER - AUF DER FLUCHT	114
"Einfach geradeaus. Und raus. Und ab."	
PHILIPP LAHM - DER MÄCHTIGE SCHMÄCHTIGE	118
"Hör jetzt gut zu, Felix, ich hab Dir da einen"	
RUDI GUTENDORF - DER PARADIESVOGEL	124
"Wir lassen den Gegner in einen Gummisack laufen"	
ERWIN STAUDT - DER LETZTE MEISTERPRÄSIDENT	128
„Gell, Präse, des hätt'sch' bei IBM nie erlebt“	
HANS ETTMAYER - EINFACH BUFFY	134
"A großes Filet, medium, mit viel Sauce Bearnaise"	
CHRISTOPH DAUM - DER WAHNSINNIG GENIALE	138
"Wenn kein Wind weht, fällt die Regatta aus"	



Zur Person:

Erwin Staudt war Vorsitzender der Geschäftsführung IBM Deutschland GmbH – und ging als Präsident des VfB Stuttgart am Ende mit der DFB-Meisterschale ins Bett.

Vorwort

von **Erwin Staudt**

Fußball ist schön – wenn man gewinnt

Wohl jeder Mensch unterliegt von Kindesbeinen an Einflüssen, die neben dem Grundsätzlichen auch seine Einstellung zu Politik, Religion... und seinem Lieblingsverein bestimmen.

Es gibt unzählige Beispiele, dass vor allem die Vereinstreue von lebenslanger Dauer ist. So war es auch bei uns. Mein zehn Jahre älterer Bruder, der die anstrengende Aufgabe hatte, auf mich als Kind aufzupassen, hat aus seiner Vorliebe für den VfB Stuttgart nie einen Hehl gemacht. So war ich von frühester Jugend an vertraut mit den schon in den 50er Jahren vorhandenen Erfolgen, Misserfolgen und den dafür verantwortlichen Akteuren. Noch heute kann ich mich an die Ausflüge am Samstagnachmittag nach Stuttgart erinnern. Mit dem Zug von Leonberg zum Hauptbahnhof, Straßenbahn zum Neckerstadion, volle Wagons, Menschen hingen außen als Trauben an den Türgriffen. Ankunft und dann schnell die Mercedesstraße runter. Vor der Haupttribüne trafen wir auf

die Spieler, die sich auf den beiden schmalen Grünflächen neben den VIP Parkplätzen warm gemacht haben.

Ganz nahe, fast zum Anfassen, waren unsere Stars, im Mittelpunkt natürlich unsere Nationalspieler wie Rolf Geiger, Günter Sawitzki und Erwin Waldner.

Ehrlich gesagt waren mir in dieser Endzeit der Oberliga und den Anfängen der Bundesliga die Spiele selbst noch nicht so wichtig. Beeindruckend war vor allem das riesige Stadion, die Masse der Zuschauer, die Atmosphäre, die geballte Energie und ...die Tüte Popcorn!

Jedes Heimspiel begann mit der Begrüßung durch den Stadionsprecher Günther Willmann: „... und den Ball zum heutigen Spiel stiftete die Firma Levi Strauss, San Francisco, Sport und Freizeitkleidung.“

So spielte sich jeder zweite Samstag meiner Jugendzeit im oberen Bereich der Cannstatter Kurve ab. Irgendwann rückten wir aus dem Stehplatzbereich nach unten, wo bereits

Sitzplätze angebracht waren. Später, in den 70er Jahren, hatte ich meinen ersten Besuch auf der Haupttribüne, ein Versicherungsvertreter hatte mich eingeladen. Dort hatte ich auch meinen ersten Kontakt mit dem sogenannten VIP-Bereich und konnte, zumindest von weitem, den damaligen Präsidenten Gerhard Mayer-Vorfelder im Gespräch mit seinen Gästen bestaunen.

Für mich war das Neckarstadion immer ein Teil des kulturellen Auftritts der Stadt Stuttgart, neben Großem Haus, Theater, Ballett, Oper, Staatsgalerie und Musicals.

Tausende von Menschen, Erwachsene, Jugendliche, Kinder. Faszinierend war allein schon, den Aufmarsch vor Spielbeginn zu beobachten, und dann ging es an der Rückseite der Tribüne die Treppe hoch, mit dem ersten Blick ins Stadionrund, Das war schon optisch großer Sport im Vergleich zu unserem Sportplatz zu Hause.

Die VfB-Verantwortlichen waren mir namentlich sehr vertraut. Die Sportnachrichten waren schon vor der Bundesliga „tägliches Brot“. Aber nie hätte ich gedacht, einmal Teil dieses Kreises zu sein. Das änderte sich 2003. Ich war, fast auf den Tag genau, 30 Jahre bei der IBM, als ich einen Anruf des VfB-Aufsichtsratsvorsitzenden Dieter Hundt erhielt. Er fragte mich direkt, ob ich Interesse hätte, der erste hauptamtliche Präsident des VfB zu werden. Womöglich hatte er kurz zuvor das "Handelsblatt" gelesen, das mich in einem Interview gefragt hatte: Was könnten Sie sich außerhalb des Computergeschäfts vorstellen? Meine Antwort: „Ich würde gerne ein Orchester, ein Theater oder einen Fußballclub managen.“ Jedenfalls wurde ich am 27. Juni 2003 in der Schwabenlandhalle in Fellbach gewählt - und am selben Abend übergab mir mein Vorgänger Manfred Haas den Generalschlüssel für die Clubzentrale Mercedesstraße 109.

Mein Anfang beim VfB, mitten in jenem Sommer, war geprägt von der außergewöhnlichen Sommerhitze. Jeder Tag über 30 Grad, Training in den frühesten Morgenstunden. Am schweißtreibendsten waren allerdings die Einführungsgespräche mit meinem neuen Kollegen Ulrich Ruf, dem Finanz-

vorstand. Er schilderte mir die Eckpunkte mit drastischen Worten: „Klamme Finanzen, Liquiditätsprobleme, Unterkapitalisierung, Zwang zur Personalverstärkung aufgrund der Qualifikation zur Champions League.“ Im Übrigen war, weil ich ja der erste Hauptamt-Präsident der VfB-Geschichte war, auch mein Gehalt nicht in der Finanzplanung „eingestellt“ - kurzum: Trotz der Bruthitze traute ich mich nicht einmal, die Klimaanlage in meinem Büro einzuschalten. Aber, und das war die gute Nachricht: Meinem Vorgänger Manfred Haas und unserem Finanzvorstand Ulrich Ruf war es gelungen, durch einen brutalen Sparkurs den Verein nach der berüchtigten Kirch-Krise in der Spur zu halten.

Auch die Ebbe in der Kasse wurde dann zum Glücksfall, denn unser Trainer Felix Magath musste bei seinen Personalmaßnahmen weitgehend auf den eigenen Nachwuchs zugreifen. Und prompt qualifizierte sich der VfB mit seinen „Jungen Wilden“ für die Champions League, was für eine gewaltige finanzielle Entlastung sorgte. Aber auch hier gilt: „Nicht jede teure Mannschaft ist automatisch erfolgreich, aber jede erfolgreiche Mannschaft wird automatisch teuer.“ Da muss dann gelegentlich auch der Zufall helfen. Eines Morgens ging ich zum Kaffeeautomaten und traf dort auf einen sehr jungen Mann mit Anorak und Rucksack. Ich fragte ihn: „Suchst Du die Jugendabteilung?“ Antwort: „Na, ich bin der Philipp Lahm“. Ein Glücksfall, eine Leihe von Bayern München, empfohlen vom dortigen Nachwuchstrainer Hermann Gerland. Wir wurden jedenfalls Deutscher Vizemeister, zogen in die Champions League ein, und unser ursprünglicher „Feuerwehrmann“ Felix Magath war plötzlich ein Erfolgstrainer und weckte Begehrlichkeiten bei unserem Nachbarn im Süden, den Bayern. Was uns aber immer blieb, war die großartige Nachwuchsabteilung: Hildebrand, Hinkel, Gomez, Kuranyi, Tasci arbeiteten zielstrebig an ihrem Aufstieg.

Ganz entscheidende Erfolgsfaktoren im Fußball sind auch die Trainer. Sie stehen für Technik, Taktik, Ausdauer, aber auch für Stil, inneres Klima und Disziplin. Schnell habe ich lernen müssen, dass man als Präsident mit dem Trainer besser

nicht über das „Fachliche“ diskutiert, schon gar nicht in Form von Ratschlägen. Als Giovanni Trapattoni unser Trainer war, wagte ich früh in der Saison die Frage: „Mister, geh ich recht in der Annahme, dass unserer Mannschaft so ab der 75. Minute die Kräfte ausgehen?“ Seine Antwort: „Die Saison dauert bis Mai und die Kräfte müssen systematisch aufgebaut werden!“ Da bleibt dann nur noch die Hoffnung, dass bis Mai nicht nur die Kräfte, sondern auch das Punktekonto irgendwie aufgebaut wird.

Der Druck vor allem auf die Trainer ist enorm. Presse, Öffentlichkeit, Funktionäre, Fans, im Fall des Misserfolgs droht von allen Seiten die knallharte Bestrafung. Kein Wunder, dass sich dieses Risiko in den Gehältern niederschlägt, als Risikoprämie oder Schmerzensgeld. Wegen Trapattoni, dem erfolgreichsten Vereinstrainer der Welt, musste ich einmal meinen Sommerurlaub in Italien abbrechen und Hals über Kopf nach Stuttgart fliegen, ein Personalproblem war aufgetreten. Wir hatten eine lange Diskussion, und ich habe versucht, Herrn Trapattoni an meinen 30jährigen Erfahrungen in Sachen Konfliktbewältigung teilhaben zu lassen. Nachdem ich meine Ausführungen beendet hatte, schaute mich der Maestro an und sagte: „Alles richtig Präsident, aber nur gut für Büro.“

Ähnlich habe ich seinen Kollegen Christian Gross erlebt. Bei seiner Vorstellung vor der Mannschaft hatte ich erwartet, dass er sich einführt mit seiner Erfolgsstory beim FC Basel, Meisterschaft, Champions League etc. Nichts dergleichen, er sagte nur: „Fußballspieler ist ein wunderbarer Beruf, aber nur, wenn man gewinnt. Wir spielen am Mittwoch im Europacup. Ich will zwei Tore. Jetzt geht raus und trainiert!“ Am nächsten Tag traf ich unseren Innenverteidiger Serdar Tasci und befragte ihn zum neuen Trainer. Antwort: „Er lässt uns spielen, und immer, wenn er hinter einem läuft, ruft er: zwei Tore!“ Es wurden dann drei.

Jeder hatte seine Methoden und Erfolgsvarianten, und deshalb heißt mein Lieblingstrainer für alle Ewigkeit Armin Veh. Unser Aufsichtsratschef hielt ihn zwar nur für eine Übergangslösung, aber schnell wurde dann klar, dass er der

richtige Mann zum richtigen Zeitpunkt war. Wir hatten einen schlechten Start, aber sofort eine sehr gute Stimmung, mit Ruhe und Geschlossenheit, von der Mannschaft über die Greenkeeper im Stadion bis zur Ticketverkäuferin. Das ist das Fundament für große Erfolge. Im Mai 2007 wurden wir Deutscher Meister, und vor dem letzten und entscheidenden Spiel gegen Cottbus berichtete mir der damalige Ministerpräsident Günther Oettinger: „Wir haben gerade Stuttgart abgesperrt, es kommt niemand mehr rein, es gibt keine Parkplätze mehr, die Stadt ist voll!“

Blitzartig wurde mir klar: Da passiert Historisches. Zum fünften Mal nach 1950, 1952, 1984 und 1992 wurden wir Deutscher Meister. Unvergesslich bleibt die Triumpffahrt in den Oldtimern des Daimler-Museums. Wir brauchten fast vier Stunden, um von der Mercedesstraße zum Schlossplatz zu gelangen. Normalerweise reichen zehn Minuten.

Da schwappte ein Meer von begeisterten Menschen, alle wollten die Meisterschale sehen, ach was: berühren. Die Nacht endete im Restaurant „Amici“, wo ich die Schale an Mario Gomez übergab, zu treuen Händen. Morgens um halb Sechs war sie plötzlich spurlos verschwunden, aber es wurde glücklicher Weise gerade hell, und im ersten Lichtschein des neuen Tages wurde ein eilends einberufenes Suchkommando in der Ecke unter einer Sitzbank fündig.

Ich schnappte mir die Trophäe und eilte mit ihr zum Hauptbahnhof. Dort stand ein einsames Taxi. Der Fahrer fragte mich: Was tragen Sie da unter dem Arm? Weil ich nicht lügen kann, sagte ich: Das ist die DFB-Meisterschale. Er konnte es nicht fassen. Im Schrittempo fuhr er mich die 20 Kilometer nach Leonberg, als hätte er Gefahrgut an Bord. Ich habe die Schale dann mit ins Bett genommen. Am nächsten Tag hat meine Frau sie mir entzogen und in einer Blitzaktion alle Kinder, derer sie habhaft wurde, zu uns in den Garten eingeladen. Alle durften sich mit der Meisterschale fotografieren lassen.

Fußball ist schön – wenn man gewinnt.



Fußballgeschichte(n)



„Lass es - du brichst dir das Genick“

Jürgen Klinsmann hat den FC Bayern am 14. November 1987 volley erwischt, rücklings und horizontal. Als Akrobat schööön ist der Stuttgarter Kunstschütze in die Luft gegangen - und nach seinem historisch wertvollen Fallrückzieher fast im Wassergraben der Cannstatter Kurve ertrunken, so besoffen war er vor Glück.

Der Ball fliegt von rechts in den Strafraum, und Jean Marie Pfaff spürt sofort: keine Gefahr. Der Flanke des VfB-Verteidigers Günther Schäfer fehlt es an der nötigen Schärfe, schlaff segelt sie in Richtung Bayerntor, in einem viel zu hohen Bogen.

„Soichboga“, sagen wir Schwaben dazu.

Jean Marie Pfaff ist der Torwart des

FC Bayern. Der Belgier gehört in seinem Job zu den Besten, aber vor allem ist er ein alter Hase und weiß: Mit dieser schwindsüchtigen Hereingabe fängt kein Stürmer was an. Seelenruhig lehnt er sich deshalb in Gedanken an den Pfosten und wirft zum VfB-Torjäger Jürgen Klinsmann einen mitleidigen Blick hinüber. „Lass es“, sagt dieser Blick, „Du brichst Dir das Genick.“

Klinsmann lauert in Erwartung des Balles auf Höhe des Elfmeterpunkts, und auch er weiß sofort: Einen Kopfball kann er vergessen, aussichtslos. Neben Klinsmann steht der Bayernverteidiger Hansi Pflügler, der ebenfalls lange genug im Geschäft ist, um die Harmlosigkeit einer Flanke einschätzen zu können. Pflügler schaltet ab, er sieht völlig unbesorgt aus, ja fast desinteressiert.

Oder ist er einfach nur paralysiert in Erwartung des Unfassbaren, das da gerade in der Luft liegt? Wenn man fast ein halbes Leben später die VfB-Vereinschronik „Stuttgart kommt“ liest, ist sein Verhalten dort so verewigt: „Pflügler hat ein ehrfürchtiges Päuschen eingelegt, als wolle er einem historischen Moment seine Referenz erweisen.“

Es ist der historische Moment des Torjägers Klinsmann. Er ist einer, der eine Flanke nicht abhakt, solange der Ball noch fliegt. Er ist kein normaler Stürmer, er ist hungriger und gefräßiger, er kickt und tickt anders als die meisten anderen, und wenn er an einen Ball mit dem Kopf nicht mehr ran kommt, macht er halt etwas Koppfloses. Auf Befehl seines Vollstreckerinstinkts biegt sich Klinsmann also geschwind um die halbe Achse, er hebt ab und legt sich in die Horizontale, mit dem Rücken zum Gras, und dann klappt er sich aus wie eine Schere. Das linke Bein zuckt nach unten, das rechte schnalzt gestreckt nach oben, und volley und mit Vollspann drischt Klinsmann den Ball in der nächsten Sekunde unter die Bayern-Torlatte in der Cannstatter Kurve, während er als Hans-guck-in-die-Luft in die entgegengesetzte Richtung nach Untertürkheim schaut. Fassungslos meldet der Lautsprecher: „1:0 für den VfB.“

„Zugabe!“, brüllen die Siebzigtausend im Neckarstadion.

So eine Zirkusnummer haben die Fußballschwaben noch nie erlebt, die

Bayernfans schweigen in ihrer Anteilnahme ergriffen, und der Torwart Pfaff und der Verteidiger Pflügler starren sich wortlos an. Ob sie sich anschließend von Klinsmann ein Autogramm geholt oder in Cannstatt die Kirchenglocken geläutet haben, lässt sich im Nachhinein nicht mehr zweifelsfrei ermitteln. Aber die Uhren sind auf jeden Fall um 15.49 Uhr stehen geblieben an jenem denkwürdigen 14. November 1987, als Jürgen Klinsmann in der 18. Minute gegen den FC Bayern nachwies, dass man ein Tor notfalls auch so schießen kann.

Erstmals urkundlich erwähnt ist diese hochkomplizierte Abart des Torschusses in verstaubten Schriften aus dem Jahr 1914, einem Chilenen namens Ramon Unzaga soll das Kunststück seinerzeit unfallfrei gelungen sein. Aber egal, wie der Gaucho es damals gemacht hat: Der Fallrückzieher von Klinsmann war zweifellos faszinierender, er war großes Kino, spontan denkt jeder Augenzeuge an die berühmte Filmkomödie „Akrobat schööön“. In Dauerschleife hat das Fernsehen das Wundertor danach wiederholt, vorwärts und rückwärts, mit faszinierenden Zeitlupenbildern und oft genug unterlegt mit heißer Rockmusik, jedenfalls wusste die ARD-Sportschau endlich, warum sie die Wahl zum „Tor des Jahres“ erfunden hat. Es sind nicht die Nullachtfuffzehntore, die sich der Fußball in die Gedenksteine meißeilt, sondern die unnachahmlichen. Das Publikum sehnt sich nach dem ästheti-



schen Hochgenuss der ultimativen Hexereien, bei denen der Akrobat die Genialität mit dem Wahnsinn verknüpft und den Verstand durch den Instinkt ersetzt.

„Ich weiß nie“, gesteht Jürgen Klinsmann nach dem verrücktesten Tor seiner Karriere, „was ich im nächsten Moment mache.“

Seine Idee mit dem Fallrückzieher fanden jedenfalls alle gut, mit Ausnahme aller Münchner. Der VfB hat sie an jenem stimmungsvollen Samstag dann nämlich vollends aus den Schuhen geschossen, 3:0 hieß es am Ende - und um

„Ich weiß nie, was ich im nächsten Moment mache.“

sich eine Wiederholung des demütigenden Moments für alle Zeiten zu ersparen, haben die Bayern dem Klinsmann dann später die Geldpistole auf die Brust gesetzt und ihn sicherheitshalber gekauft.

Allerdings haben sie dabei einen Aspekt fürchterlich unterschätzt: Klinsmann ist Schwabe. Also hat er die Bayern auch dann noch geärgert, als sie dachten, er sei jetzt einer von ihnen. Vermutlich ist er mit dem „Mir-san-mir“-Blabla beim FC Hollywood nicht ganz klargekommen, oder die Luft wurde dick, wenn er als Bayernstürmer gelegentlich den Eindruck erweckte, dass er seinen Mitspieler Lothar Matthäus für einen Maulwurf der „Bild“-Zeitung hielt. Jedenfalls hat er die Bayern mit seinem schwäbischen Steißbein manchmal derart vor den Kopf gestoßen, dass die Hausfrau Ruth H. vom Tegernsee eines Tages bei ihrer Zeitung anrief und grantele: „Der Klinsmann, der hinterfotzige Lummel, gehört raus.“ Einmal hat der Sauschwob, als er mitten im Spiel ausgewechselt wurde, hinter der Seitenlinie auch noch im Jähzorn ein Loch in eine Werbetonne getreten - und die nächste Tonne, in die er um ein Haar ein Loch gestaucht hätte, war dann Uli Hoeneß.

Das war bei Klinsmanns zweitem Kapitel in München, als Bayern-Trainer. Auch das ist nicht ganz friedlich verlaufen, jedenfalls hat der Bayern-Präsident Hoeneß am Ende gekocht vor Frust und über Klinsmanns „Mannschaftssitzungen mit Powerpoint-Präsentation“ garstig gelästert: „Da haben wir für zigtausend Euro Computer gekauft. Da hat er den Profis in epischer Breite gezeigt, wie wir spielen wollen. Wohlgemerkt: wollen“. Klinsmann Nachfolger Jupp Heynckes dagegen, schäumte Hoeneß, benötige nur „einen Flipchart und fünf Eddingstifte, mit denen er die Aufstellung des Gegners auf die Tafel malt. Da kostet einer 2,50 Euro. Mit Heynckes gewinnen wir Spiele für 12,50 Euro und bei Klinsmann haben wir viel Geld ausgegeben.“ Vermutlich hätte ihn auch Hoeneß am liebsten als hinterfotzigen Lummel beschimpft, den wir Schwaben ihm als trojanisches Pferd in den Stall eingeschleust haben, um die Bayern zu untergraben.

Selbst schuld. Denn eigentlich hätte Hoeneß, zumal als gebürtiger Ulmer, schon an jenem historischen Novembersonntag 1987 merken müssen, dass Klinsmann ein unbestechlicher Schwabe ist, mit dem Herz auf dem richti-

gen Fleck, auf Höhe des Brustrings. Wer zwei Augen im Kopf hat, sagen alle Gefühlsforscher, konnte bei diesem Fallrückzieher doch sofort sehen, was los ist: Die Gnadenlosigkeit, mit der Klinsmann auf Kosten der Bayern vollstreckt, wie er danach brüllend losrennt, am rechten Pfosten vorbei hinters Tor, betrunken vor Glück stürzt er dann in der Cannstatter Kurve fast in den Wassergraben, fällt auf die Knie, schlägt die Hände vors Gesicht und geht mit seinen Gefühlen Gassi. „Ich habe“, sagt er hinterher, „weitergespielt wie in Trance.“

So ein Fallrückzieher ist das höchste der Gefühle, in solchen Momenten erfüllt sich für den Schützen ein Kindheitstraum. Ein Tor kann ergaunert sein, mit der Hand Gottes erzielt oder aus dem Abseits, es kann ein absurdes Elfmeterstor nach einer schäbigen Schwalbe sein oder ein billiger Abstauber - das wahre Glück ist der Fallrückzieher.

Sein Denkmal hat sich Jürgen Klinsmann damit gesetzt. Noch in hundert Jahren, wenn er nicht mehr rücklings sechs Fuß über dem Strafraum liegt, sondern sechs Fuß unter der Erde, wird als Kunstschütze das Kapitel 1 in jeder Gebrauchsanweisung für Fallrückzieher sein - auf jeden Fall aber werden die Überlebenden unter den Siebzigtausend im Neckarstadion bis zu ihrem letzten Atemzug von seinem Hexenwerk schwärmen, ihren Enkeln diese Geschichte hier vorlesen und mit glänzenden Augen sagen: „Ich war dabei.“ ♦



**“Ich
vermisse
drei Jeans
und einen
Pullover”**

Joachim Löw steht als Mann von Welt für die größte Stuttgarter Erfolgsgeschichte. Der steile Weg war steinig: Als VfB-Spieler brach er sich nach elf Minuten das Bein, und als VfB-Trainer begann er als Aushilfskellner. Aber alles hat er aus den Kleidern geschüttelt - und am Ende war das Glück aus Kaschmirwolle.

Oscar Wilde war ein großer Dichter, aber auch ein philosophischer Ratgeber. Zu seinen unbezahlbarsten Erkenntnissen gehört der Satz: „Am Ende wird alles gut. Wenn es nicht gut ist, ist es noch nicht das Ende.“

Jogi Löw hat sich eisern daran gehalten.

Dabei ist der Schwarzwälder dem Iren nie unter vier Augen begegnet, dafür ist Wilde schon zu lange tot. Aber in Freiburg im Breisgau, unweit des Löwischen Geburtsortes Schönau, gibt es das „Oscar Wilde's Irish Pub & Café“, und vermutlich sind dort die gesammelten Werke des Schriftstellers ausgelegt. Jedenfalls muss schon der junge Jogi die entscheidende Stelle gefunden haben.

Sonst hätte er aufgegeben, und zwar gleich am Anfang. Löw hätte die Achterbahn seiner Karriere, dieses Ab und Auf, schon nach der ersten Schussfahrt in die Tiefe für beendet erklärt und wäre niemals in den Genuss dieses letzten Endes gekommen, das jetzt in der Göttergalerie für alle Ewigkeit in den Stein gemeißelt ist: Mann von Welt, Legende, Weltmeister, FIFA-Welttrainer des Jahres. Löw ist der weltberühmteste Trainer in der Stuttgarter Fußballgeschichte.

Dabei war er schon mit 20 erstmals am Ende. Am Abend des 5. August 1980 ist das Unglück passiert, am ersten Tag des Joachim Löw auf der Bühne des großen Fußballs. Er galt als blitzschnelles Stürmertalent, als U 21-Nationalspieler war er vom SC Freiburg zum VfB ge-

kommen, und in der elften Minute war auf der Tribüne des Neckarstadions das Entsetzen mit Händen zu greifen. In seinem ersten VfB-Spiel rannte der Verheißungsvolle frontal auf Ray Clemence zu, den englischen Nationaltorwart vom FC Liverpool, und den Rest bringen wir jetzt schnell hinter uns: Sanitäter eilten mit einer Bahre aufs Feld, Schienbein durch, Wadenbein kaputt.

Kein Bein hat Jogi Löw danach mehr auf den Boden gebracht. Vier Spiele, null Tore, das war seine Bilanz am Ende seiner ersten und einzigen Stürmersaison in Stuttgart, und alle dachten: Das war's mit dem Schwarzwälder und uns Schwaben.

Dabei ging es erst los.

Das konnte aber zunächst keiner ahnen. Löw gelang nach dem Beinbruch als Stürmer nur eine diskrete Karriere, mal erste Liga, mal zweite, und er verschwand fast spurlos in die Schweiz. Spielertrainer war er, beim FC Frauenfeld, in Winterthur und Schaffhausen. Dort, am Rheinfall, hat er sich vom Cheftrainer Rolf Fringer inspirieren lassen, und den verpflichtete 1995 plötzlich der VfB. „Kommst du mit?“, fragte Fringer. Und über Nacht war Löw wieder Stuttgarter, diesmal als Cotrainer. Das war noch nicht weltbewegend - aber was folgte, war dann atemberaubend.

Die Wege des Herrn sind unergründlich, und für Jogi Löw fand er einen speziellen Weg. Denn unmittelbar vor der folgenden Saison erklärte Frin-

ger: „Ich will weg.“ Und er ging. Gerhard Mayer-Vorfelder, der VfB-Präsident, begann unter heftigem Zeitdruck mit dem prominenten Italiener Nevio Scala zu verhandeln und verkündete: „Bis wir einen Trainer haben, ist Jogi Löw die Übergangslösung.“ Und was passiert? Der Interimstrainer siegt. Und siegt. Und siegt. Nach sechs Spielen hat Löw immer noch keines verloren, und Mayer-Vorfelder kapituliert. „Jogi“, sagt er, „ist jetzt Cheftrainer.“ Aber vor allem wird eines schnell klar: Löw ist ein Glückstrainer.

Das „Magische Dreieck“ hat er damals geerbt, den Spielmacher Balakov und die Vollstrecker Bobic und Elber. Sie spielten streckenweise mitreißenden Fußball, mit Hüftschwüngen à la Marilyn Monroe in „Manche mögen's heiß“ tanzten die VfB-Zauberer bis zum DFB-Pokalsieg. Bis sich dann im Frühjahr 1998 ein auch für den Journalisten hier denkwürdiger Tag ereignete - denn mitten in einem Hinter- und Untergrundgespräch raunte mir Mayer-Vorfelder die Frage zu: „Wenn Sie jetzt einen Trainer bräuchten, wen würden Sie nehmen?“

„Sie haben doch einen“, staunte ich ihn an. Aber MV ließ nicht locker und deutete Finsteres an: „Es geht mit Jogi nicht mehr lange.“ Von Autoritätsproblemen hat er gemunkelt, und die müssen sich am 17. Februar 1998 vollends überschlagen haben. Der VfB gastierte als Titelverteidiger im DFB-Halbfinale beim FC Bayern, und vor dem

Spiel ist ungefähr Folgendes passiert: Der Präsident holte den DFB-Pokal aus der VfB-Glasvitrine, stellte ihn vor der Mannschaft und Löw scheppernd auf den Tisch und hielt eine flammende Motivationsrede, die er dem Trainer offenbar nicht mehr zutraute. Das Spiel ging dennoch peinlich verloren, und Löw jammerte hinterher: „Wir haben kein Selbstvertrauen.“ Mayer-Vorfelder hatte den Eindruck, dass der Trainer dabei vor allem von sich sprach.

Jedenfalls war ihm Löw zu weich, wenn es hart auf hart ging, und der VfB-Boss litt sichtlich unter der Situation. Um seinen Schmerz etwas zulindern, erzählte ich ihm von Winfried Schäfer, der zu der Zeit gerade heißblütig den Karlsruher SC trainierte, mir aber anlässlich eines Interviews seine heimliche VfB-Schwäche gebeichtet hatte. „Würden Sie Winnie mal fragen?“, schlug Mayer-Vorfelder vor. Nun ist es zwar so ziemlich die allerletzte Aufgabe eines Journalisten, als verdeckter Vermittler an der Tür eines Trainers zu läuten, aber was tut man nicht, wenn Not am Mann ist. Also: Winnie kam, Jogi ging - dass es Löw mit dem VfB vor seinem Abgang noch schnell ins Europacupfinale der Pokalsieger schaffte, gehört zu den Verrücktheiten des Fußballs. Nicht viel später ist Löw dann mit dem Karlsruher SC in die dritte Liga abgestiegen, passender Weise auch in Stuttgart: An einem düsteren Abend verlor er das entscheidende Spiel bei den Kickers, und im Pressestübchen in Degerloch sah er

nach dem Spiel aus wie ein Trainer auf den Trümmern seiner Karriere.

Wieder hat man Löw danach ziemlich aus den Augen verloren, wieder tauchte er ab, wieder im Ausland, wieder war er aus deutscher Sicht so gut wie am Ende. Aber das Stehaufmännchen in ihm wurde immer trotziger, und ein paar Jahre später ist der Abgesang auf den Verschollenen erneut dem alten Schlagerhit „Er ist wieder da“ gewichen.

Und wieder wurden die Weichen in Stuttgart gestellt, wo sonst? Wir Schwaben wissen am besten, wie man die komplizierten Dinge regelt. 2004 war das, und Jürgen Klinsmann, der frischgeklärte Bundestrainer, suchte händelringend einen Cotrainer, die alten VfB-Koryphäen Ralf Rangnick und Guido Buchwald, sein einstiger Kumpel, gerieten ins Gespräch, und als sich die Sache in die Länge zog, tröstete Franz Beckenbauer als Beobachter: „Irgend-einer wird es schon machen.“ Das war dann Jogi Löw. Wenn Klinsmann der Vater des anschließenden WM-Sommermärchens war, war Löw die Mutter. Und über Nacht, nach Klinsmanns Abschied, war er sogar Bundestrainer.

Das sind die verrückten Geschichten, die so nur der Fußball hinkriegt. Man muss sich diese Situation nochmal auf der Zunge zergehen lassen: Gerhard Mayer-Vorfelder, der als VfB-Präsident vom Trainer Löw nur unvollkommen überzeugt war, beförderte denselben plötzlich ins höchste Traineramt der Republik - auf der Woge der Volksbe-



geisterung nach dem Sommermärchen wäre ihm ein Nein zum populären Löw als Vaterlandsverrat um die Ohren geflogen.

Und es lief, prächtig sogar. Die Nationalmannschaft startete gerade in ihre Ära der goldenen Generation. Die Hochbegabten liefen Löw scharenweise zu, zu Schweinsteiger und Podolski gesellten sich Lahm, Özil und weitere Zauberknaben, Neuer machte den Kasten dicht, also kurz gesagt war alles wieder ungefähr wie 1990, als der Teamchef Franz Beckenbauer seine Weltmeister an Berti Vogts übergab und sagte: „Ob Berti auf der Bank sitzt oder Kanzler Kohl, ist wurscht.“

Überhaupt war Bundestrainer ein

Traumjob. Im Winter gastierte Löw einmal im ZDF-Sportstudio, und der Moderator Jochen Breyer fragte ihn: „Das nächste Länderspiel ist im März, was machen Sie eigentlich bis dahin?“ Das war gar nicht hundsgemein gemeint, sondern ein Ausdruck neidischer Bewunderung: Kein Mensch würde merken, wenn ein Bundestrainer sich wochenlang zum Helikopterskifahren in Kanada, einer Kreuzfahrt in die Karibik oder einer Gebirgsbachbegehung ins Zillertal zurückziehen würde, er muss sich nur zwischendurch gelegentlich auf einer Bundesligatribüne zeigen.

Auch das ist Löw fehlerlos gelungen. Er war, die Statistik ist sein Zeuge, unter dem Strich der erfolgreichste Bundestrainer aller Zeiten. Und der bestaussehende, bestfrisierte und bestgekleidete sowieso, der „Nivea“-Mann aus der Werbung, mit schicken Schals am Hals und auf Taille geschnittenen Designerhemden. Als sein vermutlich ältester journalistischer Wegbegleiter erinnere ich mich an der Stelle nochmal spontan an seinen Mentor Rolf Fringer, der Löw seinerzeit aus der Schweiz mitbrachte und auf die Frage, was sein Musterschüler außer dem Erfolgsrezept sonst noch hat mitgehen lassen aus der Alpenrepublik, einmal geantwortet hat: „Ich vermisste drei Jeans und einen Pullover.“ Vermutlich war es der blaue Kaschmir-Glückspullover, mit dem Löw später alle Gegner an die Wand spielte, bis er am Ende Weltmeister und FIFA-Welttrainer war.



VfB-Schütze Löw: Holpriger Anfang

Wer das dem VfB-Chef Mayer-Vorfelder früher prophezeit hätte, wäre vom großen Vorsitzenden zum Abklopfen des Pulses in eine geschlossene Abteilung verschickt worden. Anlässlich der Feierlichkeiten zum achtzigsten Geburtstag des alten Strategen habe ich eine stille Minute genutzt, um ihn an seine einstigen Vorbehalte in puncto Löw zu erinnern, worauf er sich über ein sanftes Lächeln in die Bemerkung rettete: „Trainer entwickeln sich weiter.“ Er sei im Reinen mit Löw, hat Mayer-Vorfelder abschließend betont, „ich habe nur damals beim VfB den nötigen Mut vermisst, die Entscheidungskraft.“

Auf der Löwschen Achterbahnfahrt haben diese Zweifel dann auch nochmal ihr Comeback gefeiert, anlässlich der verhunzten WM seiner Titelverteidiger anno 2018, und danach bei der EM 2021. Blutleer und weitgehend leidenschaftslos haben sie sich Gegnern ergeben, die fußballerisch weit weniger

Klasse hatten, und bestätigt fühlten sich wieder die alten Skeptiker, die sich ums Löws Körpersprache schon früher große Sorgen gemacht hatten - speziell um seine Schultern, die einen gewissen Pessimismus ausdrücken, weil sie nicht horizontal wie bei Arnold Schwarzenegger verlaufen, sondern beidseitig etwas hängen. Jedenfalls sah Löw beim plötzlichen Absturz seiner Favoriten an der Seitenlinie mitunter aus, als wolle er sich vor allem nicht die Frisur ruinieren.

Aber Vorsicht: Er ist immer noch da. Er ist zwar wieder einmal abgetaucht, aber er ist ein Stehaufmännchen, und spätestens seit der VfB-Chef Alexander Wehrle erzählt hat, dass er sich Löw gut als Berater in Stuttgart vorstellen könnte, verbietet sich jedes Wort über das Ende. „Ich bin nicht im Ruhestand“, hat sich Jogi Löw bei „Bild TV“ gemeldet.

Das klingt immer noch bedrohlich nach Oscar Wilde. ♦



“Ich hätte mich sonst am Montag nicht zum Bäcker getraut”

Matthias Sammer war von allen DDR-Kickern auf dem Weg in die Bundesliga der Schnellste: Mit 162 km/h ist er zum VfB gerast. In Stuttgart begann sein zweites Leben, im Neckarstadion wurde er zum ersten gesamtdeutschen Nationalspieler. Und bald danach musste er den Kickers brutal weh tun. Er hatte keine andere Wahl.

In der Blütezeit seiner Karriere hat Matthias Sammer die hässlichste Wahrheit des Fußballs einmal schonungslos ausgesprochen: „Wenn du auf dem Platz nicht eine Drecksau bist, kannst du bestimmte Situationen nicht lösen.“

Muss man eine Sau sein, um Schwein zu haben?

Sammers gewagte These hat jedenfalls mächtig Staub aufgewirbelt. Scharen von Guterzogenen und Pastorentöchtern bekamen sie in den falschen Hals, sozusagen als Plädoyer für alle Strolche und was sonst noch an Spitzbuben herumläuft, und vielfach entstand sogar der Eindruck, jeder anständige Fußballprofi habe den Beruf verfehlt. Aber, und das ist die gute Nachricht: Wenn es um die Wurst ging, war Sammer mit seiner Philosophie erfolgreich.

Vor allem am 2. Mai 1992.

Ein Samstag war es, und für alle Fußballschwabern ein heiliger Feiertag, denn es war Derbytag. Im Neckarstadion empfingen die Kickers den VfB, und die Blauen waren auf dem besten Weg, den Roten die Butter vom Brot zu nehmen, oder andersrum gesagt: Der VfB war dabei, seine Chance auf die Deutsche Meisterschaft blamabel zu verspielen. Dieter Hoeneß, der Ex-“Schwabepfeil“, war inzwischen nicht mehr VfB-Mittelstürmer, sondern VfB-Manager, und er hat hinterher stöhnend geschildert, wie ihm zumute war: „Du schaust auf die Anzeigetafel - und da steht 0:1, und es ist 17 Uhr.“ Titel ade? Die VfB-Fans heulten in Gedanken schon Rotz und Wasser, und Bundestrainer Berti Vogts stand auf der Tribüne

auf und ging. Er hatte genug gesehen.

Und er verpasste alles.

Denn plötzlich brach der Vulkan aus. Nein, nicht der Monte Scherbelino auf dem Birkenkopf, der durch den Trümmerschutt aus den Bombennächten im Krieg entstanden war, sondern der Monte Sammer. Der Rotschopf glühte wie eine Osram-Birne, stand unter Strom, spuckte Gift und Galle und wütete wie ein Feuerteufel. Vor der Haupttribüne zettelte er einen Psychokrieg mit den Kickers-Fans an, sie beleidigten ihn und er sie, er machte aus dem Stadion einen kochenden Dampfkessel, er raste und rempelte mit seinen gespitzten Ellbogen alles um und spielte die verrückteste Viertelstunde seiner Karriere. 77. Minute: Sammer zu Fritz Walter, 1:1. 82. Minute: Frontzeck,



Ruhe nach dem Sturm: VfB-Meister Sammer und Frontzeck

2:1. 90. Minute: Walter, 3:1. Sammer lief Amok wie Charles Bronson in „Ein Mann sieht Rot“, es war Fußball wie im Kino: ab 18. Nicht mehr jugendfrei.

Es war keine Einzeltat. Auch das Spiel beim FC. St. Pauli hätte man getrost im Polizeibericht veröffentlichen können. Bei Halbzeit lag der VfB 0:2 hinten, und beim Pausentee krachte es. Sammer hat später erzählt: „Ich war auf 180. Ich habe losgelegt: Jetzt passt mal auf, jetzt geht es hier aber zur Sache! Wir zeigen es allen, auch diesem Armleuchter mit der Pfeife! Wir zeigen, wer wir sind, kapiert!?“ Endstand 2:2. Das war es, was Sammer meinte, wenn er von Situationen sprach, in denen das friedfertige Sozialverhalten nur noch die zweitbeste Lösung ist: Wenn es eng wird, ist kein Schmidtchen verlangt, sondern ein Schmidt - ein Anführer, der am Ende den kleinen Unterschied ausmacht zwischen Platz eins und Platz zwei.

Im letzten Spiel jener denkwürdigen Saison, in Leverkusen, ist der VfB dann vollends Meister geworden. Mit zehn Spielern. Denn Sammer war zwischendurch vom Platz geflogen. Er war wie ein Knallfrosch mit Zündschnur, und wehe, es hielt ihm einer ein Streichholz hin. Beim Dialog hat er mir sein Wesen einmal präzise erklärt.

Was ist Ihre größte Stärke?

Sammer: „Ich bin sehr schnell von null auf hundert.“

Und Ihre größte Schwäche?

Sammer: „Wie gesagt, ich bin sehr schnell von null auf hundert.“

Schnell war er von Anfang an. Sogar viel zu schnell. An einem sonnigen Mittag des Jahres 1990 sperren die Volkspolizisten an der DDR-Autobahn in Richtung Westen die Augen auf - und starren fassungslos auf die Zahl, die ihre Radarfalle meldet.

162 km/h.

Potzblitz. Nie zuvor war ein DDR-Bürger derart über das Kopfsteinpflaster gebrettert. Und dann auch noch dieser verdiente Meister des sozialistischen Sports – denn um keinen Geringeren als den besten Fußballer der DDR handelt es sich bei dem Rasanten. Statt in seinem alten Lada daher zu tuckeln, kommt er plötzlich mit einem 190er angefliegen und versucht, mit dem Schussbein auf dem Gaspedal, die Schallmauer zu durchbrechen. Er hat es eilig.

Er will in die Bundesliga.

Nein, langsam ist in jenen Tagen der deutsch-deutschen Wende nach dem Mauerfall nichts mehr gegangen, und auch im Fußball nahm das neue Deutschland Fahrt auf - allen voran der 22jährige DDR-Jungstar Matthias Sammer in seinem flotten Daimler, den ihm der VfB in Dresden vor die Tür gestellt hatte. „Es geht alles so schnell“, stöhnte Sammer. Bis dahin war seine Welt überschaubar. In Dresden gab es nicht einmal Westfernsehen, „ARD war bei uns die Abkürzung für Außer Raum Dresden.“ Und wer war er denn noch vor kurzem? Maschinenanlagenmonteur, Zwei-Raum-Wohnung, Lada, Grundgehalt 1320 Mark (Ost). Ein Kicker im Westen hatte sowas als Leasing-Rate. Und nun das: Bundesliga, VfB, Jahresgage ungefähr 450 000 Mark.

Die Verrücktheit jener atemberaubenden Wendezeit hat Sammer auch noch anderweitig verfolgt, dank einer besonderen Laune der UEFA-Losfee: Für die Qualifikation zur EM 1992 wur-

den die Kugeln „BRD“ und „DDR“ in eine gemeinsame Gruppe gelöst. 'Bild' titelte: „So ein Quatsch: Wir gegen uns!“ Doch dazu kam es nicht mehr, die Politik war zu schnell, wie Sammer mit seinem 190er. Als letzter Kapitän der DDR-Auswahl schloss er mit seinen zwei Toren im September 1990 gegen Belgien die Tür ab. Zwei Monate später, am 19. Dezember 1990, wurde er dann zum ersten gesamtdeutschen Nationalspieler, passenderweise mit einem Heimspiel, im Neckarstadion. 4:0 gegen die Schweiz. „It's Sammertime“, sangen die -Fans, er war plötzlich ein Star.

Star? Das war erst einmal Chinesisch für ihn. Sammer kam aus einer Welt des Kollektivs, in der nach Stars steckbrieflich gefahndet wurde. Wenn einer nur den Kopf aus der Grasnarbe streckte, wurde er abasiert, Champignon-Prinzip. Auch das Talent Sammer war nicht verschont geblieben. Mit 14 schoss er 263 Tore in einer Saison, er war ein Starlet, DDR-Jugendauswahl. Dann gab es eines Tages neue adidas-Stiefel, bei allen passten sie, nur Sammer bekam sie drei Nummern zu groß. Absicht? Schikane gegen die Individualität? „Keiner hat dir das Gefühl gegeben, dass du ein guter Spieler bist“, spürte Sammer, „du warst halt einer von vielen – irgendein Rindvieh in der großen Herde.“

Plötzlich war er nun der Leithengst.

VfB. Borussia Dortmund. Nationalmannschaft. Die Heldenbilder haben sich über die Jahre überall wiederholt (die unbefriedigende Zwischenstation

Inter Mailand lassen wir hier aus Platzgründen weg): Kein Knie hat Sammer gebeugt. Einmal ließ er sich an der Seitenlinie mit ungefähr 47 Heftklammern die aufgeplatzte Stirn tackern, um sich sogleich wieder ins Getümmel zu stürzen. Und als es bei der EM 1996 gegen Kroatien eng wurde, nahm der Libero Sammer kurzerhand seinen Dickschädel unter den Arm, ist nach vorne gerannt und hat, ohne die anderen zu fragen, das 2:1 geschossen. Er war hinten Libero, außerdem Abräumer vor der Abwehr, Antreiber im Mittelfeld und vorne Vollstrecker, oft ist er sich unterwegs selbst begegnet. Und wenn es presste, ließ er Dampf ab und zeigte den Klosterschülern neben sich, wie man die zehn Gebote bricht. „Perfekt ist nur ein Fußball“, sagte er, „der Titel holt.“

Er hat, als Spieler und Trainer, fast alle geholt. Europameister. Deutscher Meister. Champions-League-Sieger. Er war Europas Fußballer des Jahres, und DFB-Sportdirektor und Bayernmanager wurde er auch noch. Dass er zum VfB vorübergehend als Trainer zurückkehrte, muss wegen Geringfügigkeit hier nicht mehr erwähnt werden. Hauptsache, er war als Spieler da. Tollkühne Sammer-Geschichten machen diesbezüglich noch heute die Runde, zum Beispiel, wie er zum Trainieren einmal in den Wald ging. Durchs Unterholz ist er getarbt, verletzt kam er dann wieder heraus, mit blutender Wade - und bis heute hält sich in Cannstatt glaubhaft die These, er sei unterwegs einer Wild-

**Was ist Ihre größte Stärke?
„Ich bin sehr schnell von null auf hundert.“**

**Ihre größte Schwäche?
„Ich bin sehr schnell von null auf hundert.“**

sau in den Schritt gerätscht.

Wie den Kickers damals im Derby, als der Flammenwerfer Sammer den VfB zum Titel zündelte und die Fans der Blauen auf die Palme brachte, geschützt durch sein eisernes Wettkampfprinzip: „Wenn ich am Ende oben stehe, können mich die Leute auch Arschloch nennen.“

Matthias Sammer konnte nicht anders. Er musste das Ding gegen die Kickers an dem Tag einfach umbiegen. „Sonst hätte ich mich“, verriet er hinterher, „am Montagmorgen nicht zum Bäcker getraut.“ ♦



“Er hat mir den Ball zweimal durch die Beine geschoben”

Diego Maradona und Pele haben mit ihrer Magie das Neckarstadion beglückt. Große Oper. Zauberflöte. Auch Cristiano Ronaldo und Lionel Messi waren als Könige zu Gast. Doch der erste Coup gelang den Kickers: Sie lockten das „Weiße Ballett“ von Real nach Stuttgart - mit den Weltstars Puskas und di Stefano.

Karl Allgöwer war sein Leben lang Scharfschütze. Spielführer war er nur, wenn es unbedingt sein musste. Am 17. Mai 1989 musste es sein, denn im UEFA-Cup-Finale gegen den SSC Neapel war VfB-Kapitän Guido Buchwald gesperrt, aufgrund einer gelben Karte im Hinspiel. Also geht Allgöwer zum Händeschütteln an den Anstoßkreis.

„Gutes Spiel!“, wünscht er Diego Maradona.

„Viel Glück“, wünscht der Capitano der Napolitaner zurück. Die beiden schenken sich ein Lächeln, und für Allgöwer steht nach dem Wimpeltausch fest, dass das Zeremoniell der Kapitäne am Ende des Spiels noch mit dem Trikottausch gekrönt werden muss.

Knappe zwei Stunden und sechs

Tore später macht er sich also auf den Weg zu Maradona, der gerade mitten auf dem Platz und inmitten einer Jubeltraube das 3:3 und den Gewinn des UEFA-Cups feiert. Da zupft ihn ein Offizieller am Ärmel und sagt: „Sie sind ausgelost worden, kommen Sie bitte mit zur Dopingkontrolle.“ Die Regeln sind streng, jeder Widerspruch ist sinnlos, und während Allgöwer abgeführt

wird, holt sich sein VfB-Kamerad Maurizio Gaudino das begehrte Hemd. In Gaudinos VfB-Trikot erscheint Maradona kurz danach in der Pressekonferenz, setzt sich aufs Podium und lobt den VfB als prima Verlierer, während nebenan die Dopingtester dem anderen prima Verlierer das Blut abzapfen.

„Pech“, sagt Allgöwer.

Kein gewöhnliches Trikot ist ihm entgangen, sondern das des größten Fußballers der Welt. Und dessen One-Man-Show vor dem Spiel bleibt ihm sein Leben lang so unvergesslich wie den 70 000 im Neckarstadion: Beim Warm-up am Anstoßkreis hat sich Maradona geschwind den Ball auf den Fuß geschaufelt und zu jonglieren begonnen. Der Ball hüpfte auf seinen anderen Fuß, dann aufs Knie, auf die Brust, auf den Kopf, ruht sich kurz aus im Nacken, und zurück geht es, Kopf, Brust, Knie, Fuß. Minutenlang geht das so, kein einziges Mal gestattet der Zauberer dem Ball die Kontaktaufnahme mit dem Boden, und Gaudino verrät hinterher: „Ich habe mehr Maradona zugeschaut, als mich auf mein eigenes Warmmachen zu konzentrieren.“ Die 70 000 sitzen irgendwann nicht mehr, sondern stehen und skandieren: „Diego! Diego!“

Ein Zirkusakrobat schenkt ihnen das größte Erlebnis ihres Zuschauerlebens. Der Schreiber hier dreht an dem Abend für die TV-Sendung „Sport unter der Lupe“ einen Film und steht staunend an der Seitenlinie, und als Maradona, um den pünktlichen Anstoß nicht zu



Gaudino, Maradona: Willst du mein Trikot?

gefährden, den Ball dann doch endlich fallen lässt, sagt mein Kameramann: „Jetzt können wir gehen. Was Besseres kriegen wir heute nicht mehr.“

Die Trainer behaupten immer: Der Star ist die Mannschaft. Das mag aus ihrer Sicht richtig sein, aber aus Sicht der Zuschauer ist es grottenfalsch.

Der Star ist der Star.

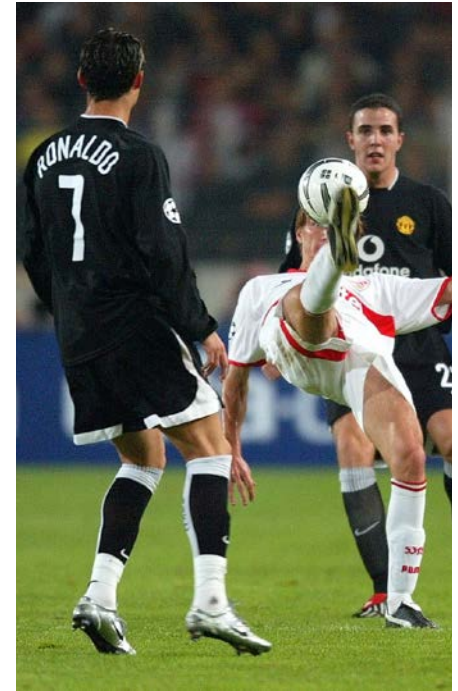
Der Star bringt Farbe ins Spiel. Der Star macht die Musik. Der Star ist das Salz in der Suppe und der Pfeffer im Eintopf, und vor allem ist der Star der, der die Langeweile vertreibt – oder sagen wir es mit dem Hollywood-Regisseur Billy Wilder: Ein Star ist ein Schau-

spieler, der die Leute ins Kino lockt, auch wenn der Film schlecht ist.

Bei den Weltstars, die auf der Bühne des Neckarstadions gezaubert haben, war der Film immer gut. Und manchmal, wenn ein Großer da war, hat sich auch der VfB zu einer magischen Nacht inspirieren lassen, fragen Sie Cristiano Ronaldo. Champions League, VfB gegen Manchester United, 2:1. War jemals ein Abend berauschender?

Wenig später, anno 2007, gastiert Lionel Messi in Stuttgart, wieder in der Champions League. Der VfB war gerade Deutscher Meister geworden, in den Wochen vor jener schweren Prüfung

Als Maradona den Ball dann fallen lässt, sagt mein Kameramann: „Jetzt können wir gehen. Was Besseres kriegen wir heute nicht mehr.“



gegen den FC Barcelona aber kräftig in eine Krise geraten. Den VfB-Fans tropft der Angstschweiß vom Kopf, sie fragen sich: Darf man eine Mannschaft, die sich gegen Hansaplast Rostock, den Karlsruher Spottclub oder Glastür Rangers blamiert und sich sogar gegen den MSV Duisburg und Allergie Cottbus schier einen eitrigen Ausschlag geholt hat, gegen Messi, Thierry Henry und Ronaldinho auf ein und denselben Rasen jagen? Doch Messi ist gnädig, ein Tor reicht ihm, Endstand 0:2. Weitere drei Jahre später, bei einem 1:1, hat ihn der VfB sogar ganz gut im Griff, aber zur Strafe trickst er Sami Khedira beim

4:0 im Rückspiel als Doppeltorschütze und Dauerdribbler dann so aus den Socken, dass der „kicker“ schreibt: „Ein Spieler von einem anderen Stern.“

Messi war nicht der erste. Wo fangen wir an? Wohin blättern wir im Kalender des Stuttgarter Fußballgeschichtsbuchs zurück? Wenn Sie mich fragen: Zum 23. März 1960.

Das ist jetzt eine Frage des Alters. Und eine des Gefühls. An dem Tag findet das Länderspiel gegen Chile statt, und Onkel Jakob, der Fußballverrückte in der Familie, sagt zum Buben B.: „Willst du mit?“ Es ist mein erstes Spiel im Neckarstadion, die späteren VfB-

Wundertrainer Helmut Benthaus und Jürgen Sundermann kurven durchs Mittelfeld, aber vor allem schießt Uwe Seeler das entscheidende 2:1. Er ist für die 77 000 Schwaben im Stadion und für alle Deutschen damals „Unser Uwe“, und er ist auch mein Uwe. Der Fußballbub B., zehnjährig, hat sich die Fotos von seinem ersten Helden ausgeschnitten und in sein Erdkundebuch geklebt. Aber bald ist es darin eng geworden, denn andere Tore als solche, die man ausschneiden musste, hat mein Uwe gar nicht geschossen - sobald er auf der vollen Breite und Höhe des Strafraums explodierte, drohte ein Kracher

unter die Latte, mindestens aber ein Kopfballtorpedo.

Danach ist dann Folgendes passiert, und diesmal war Vater B. die treibende Kraft. Denn sein einstiger Klassenlehrer am Gottlieb-Daimler-Gymnasium in Cannstatt war der Studienrat und große VfB-Meisterpräsident Dr. Fritz Walter, und der krönte sein Zeugnisheft von 1938 mit dem handschriftlichen Urteil: „Oskar ist in den Leibesübungen befriedigend. Seine Gewissenhaftigkeit ist zu loben.“ Für Oskar Senior ergab sich daraus eine innere Verbindung zum Fußball, und eines Tages förderte er die schulische Leistungsbereitschaft seines mittlerweile 13jährigen Buben mit dem lockenden Versprechen: „Für jeden Einser und Zweier darfst du einmal ins Stadion.“

Das hörte sich einfacher an, als es war. Jedenfalls musste ich mich im Frühsommer 1963 für die Zugfahrt und die Eintrittskarte besonders anstrengen, denn fast gleichzeitig waren zwei Zweier nötig: Der Zirkus war in der Stadt - genau gesagt der FC Santos mit seinem Jongleur Pele und Real Madrid mit seinen Akrobaten Alfredo di Stefano und Ferenc Puskas. Die Stuttgarter Nachrichten haben den Doppelschlag trefflich beschrieben: „Jahrelang nur Brosamen - und jetzt geben sich die buchstäblich besten Mannschaften im Neckarstadion die Klinke in die Hand.“ Das Weiße Ballett von Real war zu der Zeit die größte Show der Welt und machte am 23. Mai 1963 gegen die Ki-



Kopfballtor mit dem hohen Scheitel: di Stefano gegen die Kickers

ckers den Anfang. Zwei Wochen später, am 8. Juni 1963, antwortete der VfB mit dem Gegenschlag: Pele.

Für die Jüngeren hier, die sich die Bedeutung dieses Namens nicht mehr vorstellen können, wollen wir kurz den großen Dichter Norman Mailer („Die Nackten und die Toten“) zitieren: „Der Weltmeister im Schwergewicht ist der große Zeh Gottes.“

Der andere große Zeh war Pele. Als 17jähriger Wunderknabe hatte er Brasilien zum WM-Titel 1958 geschossen. Inzwischen war er 22 und zweifacher Weltmeister, und ohne falsche Bescheidenheit sagte er über sich selbst: „Michelangelo hat gemalt, Beethoven Klavier gespielt - und ich Fußball.“ Große

Oper, Zauberflöte.

Pele war „O Rei“, der König. Wenn einem der Allmächtige begegnet, vergisst man das nie, jedenfalls hat Rudi Entenmann, sein VfB-Sonderbewacher, später gesagt: „Das war der Höhepunkt meines Fußballerlebens.“ Entenmann war ob der Strahlkraft der Lichtgestalt von den Füßen aufwärts so gut wie gelähmt, hat seine Sache aber bestens gemacht. Wie VfB-Torwart Günter Sawitzki, kurz: „Sawi“, von dem der Bub B. vor der Haupttribüne ein Autogramm ergatterte, das noch heute griffbereit in einer Schuhschachtel ruht. Und zwei andere Dinge habe ich unauslöschlich im Hinterkopf: VfB-Linksaußen Manne Reiner dribbelte dem Welt-

„Später sah ich einen Film über Diego, da machte er in seinem Garten Übungen und trug dabei mein VfB-Trikot. Das hat mich schon stolz gemacht.“

meister Djalma Santos einen solchen Knoten ins Knie, dass der ihm auf dem Platz demonstrativ applaudierte - und Pele holte gegen den VfB-Abwehrchef Klaus-Dieter Sieloff einen Elfmeter heraus, den er höchstpersönlich zum 1:1 verwandelte. Das Spruchband, mit dem die Fans in der Cannstatter Kurve wedelten („Und schießt Pele auch noch so munter, der VfB geht niemals unter“) ging dann leider nicht in Erfüllung. Endstand 1:3.

Die letzten Überlebenden unter Stuttgarts Fußballveteranen schlugen sich an ihren Altherrenstammtischen noch heute die Köpfe über der Frage blutig: War das Spiel der Kickers zwei Wochen vorher gegen die Real-Weltstars historisch wertvoller?

Sicher ist: Alfredo di Stefano war, lange vor Maradona und Messi, das erste argentinische Weltwunder des Fußballs. Er war der „Blonde Pfeil“ und mit seinem kongenialen Partner, dem Ungarn Puskas, maßgeblich verantwortlich für eine Sternstunde des Fußballs, die sich drei Jahre zuvor im Hampden Park in Glasgow ereignet hatte. Vor der unfassbaren Kulisse von 127 621 Zuschauern und dem Buben B. daheim vor dem Fernseher wehrte sich die Frankfurter Eintracht im Endspiel um den Europapokal der Meister heldenhaft gegen das Weiße Ballett. 3:7 ist das Begräbnis schließlich ausgegangen, vier Tore von Puskas, drei von di Stefano, und den Angriff von Real kann ich noch heute auswendig nacherzählen: Canario, del Sol, di Stefano, Puskas, Gento. In einer alten Schrift findet sich die Würdigung: „Nie wieder wird es einen solchen Sturm geben. Man muss sich vorstellen, Bach, Mozart, Beethoven, Haydn und Händel hätten alle zusammen für den Fürstbischof von Salzburg komponiert. Zur gleichen Zeit, das gleiche Concerto, am gleichen Klavier. Mit Brahms auf der Reservebank.“

Puskas war Beethoven, di Stefano war Bach, und die Kickers gingen den Bach runter. Fünfmal hatte Real von 1956 bis 1960 den Europacup gewonnen, einmal auch im Neckarstadion gegen Stade Reims. Nachdem Kickerskapitän Ludwig Hinterstocker mit di Stefano die Wimpel getauscht hatte, untermauerte der alternde Argentinier nochmal seinen Ruf

als sagenhafte Gestalt der Fußballgeschichte. Erschwerend kam Puskas hinzu, den musste Rolf Steeb bewachen. Der Abwehrchef der Blauen war baumlang, aber untenrum wurde es eng, „zweimal hat er mir den Ball zwischen den Beinen durchgeschoben.“ Und zweimal reingehauen. Die 42 000 im Neckarstadion beklatschten beim 1:5 auch noch Tore von Amancio, Evaristo und di Stefano, und im „Grünen Sportbericht“ bedauerte Hans Blickensdörfer: „Es wird viel Wasser den Neckar hinunterfließen, bis Real wieder bei uns zu sehen sein wird.“

Elf Jahre hat es gedauert, bis zum 17. November 1974. Diesmal lud der VfB das Weiße Ballett zum Tanz ein, 1:1 ging es aus, und die Real-Stars hießen jetzt Paul Breitner und Günter Netzer. Aber den genialsten Pass des Abends schlug Netzers Gegenspieler Helmut Dietterle, per Dropkick diagonal übers Feld, worauf der Weltstar in die Hände klatschte und ihm zurief: „Das hast du Klasse gemacht!“

Charmant waren die Könige des Fußballs also auch noch, wenn sie in Stuttgart gastierten. Und Maurizio Gaudino hat sich nach dem Finale gegen Neapel nicht nur über Maradonas Trikot gefreut, sondern erzählt heute noch gern: „Später sah ich einen Film über Diego, da machte er in seinem Garten Übungen und hüpfte dabei über seine Tochter. Dabei trug er mein VfB-Trikot. Das hat mich schon stolz gemacht.“ ♦

**„When the
Mannschaft
lose the
Kopf is
possible
that“**



Giovanni Trapattoni war der Weltstar unter den Stuttgarter Trainern. Als er kam, stand für 42 Prozent der VfB-Schwaben fest: Wir werden Meister. Aber der Italiener warb dann nur erfolgreich für schwäbische Maultaschen („Isse wichtig, spiele mit Biss“) - und scheiterte an der rauen Wirklichkeit: Deutsche Sprak, schwere Sprak.

Loni Braun war beim VfB Stuttgart ihr Leben lang Chefsekretärin und die Mutter der Kompanie. Fünf Präsidenten und 31 Trainer haben im Lauf der Jahrzehnte unter ihr gedient, und sie erinnert sich vor allem an viele Strafzettel, die sie begleichen musste. Einmal waren es 250 Euro.

Der Sünder hieß Giovanni Trapattoni.

Die Zahlmeisterin klopft sich beim Nacherzählen des Vorfalls heute noch auf die Schenkel. Eines morgens bimmelte auf ihrem Schreibtisch hysterisch das Telefon, und aufgeregt rief ihr der italienische Trainerguru ins Ohr: „Mia Auto isse gestohle!“ In Wahrheit war sein Daimler abgeschleppt worden, weil er in der Gerberstraße im absoluten Halteverbot stand. Keiner hatte ihm das Schild übersetzt - noch besser wäre allerdings gewesen, wenn ihm die Stadt Stuttgart ihre Halteverbote während seiner VfB-Zeit auf Italienisch hingemalt hätte.

Wenn man zurückblättert in die Don-Giovanni-Ära am Neckar, fällt

einem spontan Mark Twain ein, der gesagt hat: Ein begabter Mensch lernt Englisch in dreißig Stunden, Französisch in dreißig Tagen und Deutsch in dreißig Jahren.

Trap war einfach nicht lang genug da.

Sein Deutsch war ein ständiger Drahtseilakt. Noch heute kriegt jeder VfB-Fan feuchte Hände bei der Erinnerung an das perfekte Esperanto, mit dem Trapattoni das komplizierte Spiel mitunter leichtfüßig erklärte. Auf Denglisch hat er eine Niederlage notfalls analysiert („When the Mannschaft lose the Kopf is possible that“) – doch die Krönung war das Pizzadenglisch, mit dem er schon ein paar Jahre vorher beim FC Bayern anlässlich seiner Einstandsrede versprochen hatte: „When the team is fertig, we will habe molto fun.“

Auch die Stuttgarter hielten die Vorfreude auf den Spaß mit dem großen Italiener kaum aus. Neunzehn Titel hatte er schon gewonnen, da konnte der Zwanzigste nicht fern sein. Was, fragte

ein TV-Sender seine Fußballschwaben, erwarten Sie vom VfB unter Trappattoni? „Den Meistertitel“, antworteten 43 Prozent. Wir stillen, bescheidenen, ja manchmal geradezu der faden Farblosigkeit bezichtigten Schwaben hatten endlich unseren Weltmann. AC Mailand, Juventus, Inter, FC Bayern, eine Lichtgestalt sagte da Grüßgott, oder besser: Buon giorno. Auch Loni Braun war gleich beeindruckt, als sie sich mit Paola Trapattoni auf der Suche nach der Wohnungseinrichtung in ein Möbelhaus in Waldrems begab und den Matratzentest der Signora erlebte: „Plötzlich hat sie sich draufgelegt, und es ging derart auf und ab, dass ich dachte: Mein lieber Giovanni!“

Alle waren wie elektrisiert. Stuttgart hatte nicht mehr nur Mercedes und Porsche zu bieten, sondern auch noch Trapattoni. Und der war unterhaltsamer als Häberle und Pfeleiderer oder 's Äffle ond 's Pferdle zusammen, wenn er unter Verzicht auf Langenscheidts Universalwörterbuch seinem Schnabel freien Lauf ließ und mit gewagten

Wortfetzen und einem undefinierbaren Kauderwelsch seine volle Sprachgewalt entwickelte wie einst bei den Bayern („Flasche leer! Was erlaube Struuunz?“). Hatte er nicht Recht? Auch wir Schwaben kannten doch diesen Strunz, seit der kurz beim VfB gespielt hatte und gesagt haben soll: „Das Schönste an Stuttgart ist die Autobahn nach München.“ Jetzt war das Schönste an Stuttgart der Trainer. Trapattoni war Kult, mitsamt seiner Situationskomik. „Milan“, erzählte er einmal, „hat Siege gekauft.“ Alle waren entsetzt, aber so schlimm war es dann doch nicht: Milan hatte seinerzeit nur Christian Ziege gekauft, den Ex-Bayernstar.

Wir Schwaben können alles, außer Hochdeutsch, aber Trapattoni konnte nicht einmal Schwäbisch. Vermutlich glaubte er an das Vorurteil, dass Schwäbisch eine Sprache ist, die Gott im Zorn erschaffen hat. Also sprach er doch lieber Deutsch und sagte Sachen wie: „Fußball ist ding, dang, dong.“

Trapattoni war auf seine Art faszinierend. Ich hatte einmal das Vergnügen mit ihm, unter Zuhilfenahme der Zeichensprache sowie eines Dolmetschers haben wir uns blendend unterhalten, und er erwies sich als Feingeist. „Ich liebe“, sagte er, „die klassische Musik. Ich habe 3000 CDs zuhause.“ Von Bach über Mozart bis Puccini fehlte nichts, die Sammlung war lückenlos. Nur: Er konnte sie nicht genießen. „Statt Musik zu hören“, beklagte sich der kultivierte Don Giovanni über den trivialen Tra-

pattoni, „schaue ich meistens Fußball.“

Fußball, Fußball und Fußball, das war sein Leben. Er wachte mit Fußball auf, verbrachte mit Fußball den Tag und schlief mit Fußball ein. Und er verstand Fußball wie kein Zweiter.

Aber verstanden die Spieler ihn?

An der Stelle empfiehlt sich ein kurzer Schlenker zu Fabio Capello, einem anderen, nicht minder berühmten Italiener. Der hat sich vorübergehend als englischer Nationaltrainer versucht, ach was: gequält hat er sich, und die Engländer gleich mit, und am Ende hat er hingeschmissen, oder die Engländer haben ihn hingeschmissen. „Lost in Translation“ sei Capello gewesen, behauptete Abwehrchef Rio Ferdinand, was salopp übersetzt ungefähr hieß: Keine Sau hat ihn verstanden, er meinte Spaghetti und die Engländer machten daraus Fish 'n Chips - mit Händen und Füßen hat Capello seinen Briten sozusagen beigebracht, wie man verliert.

Die Sprache ist die Kleidung der Gedanken, sagen kluge Köpfe, und ein Trainer steht schlimmstenfalls schnell ohne Hemd da, sprachlos und wehrlos, also nackt. Der Wiener Ernst Happel, ein berühmter HSV-Meistermacher, hat einmal in Spanien trainiert. Er war einer von der knüppelharten Sorte, und ein Spieler fluchte ihn deshalb an: „Hijo de puta!“, kurz: Hurensohn. „Was hat er gesagt?“, wollte Happel wissen. „Er stöhnt, weil es heute so heiß ist“, antwortete der Dolmetscher. Auch der frühere VfB-Meistertrainer Christoph



Daum bekam die Tücken des Nichtverstehens zu spüren - als er in der Türkei arbeitete und vor der Presse in Istanbul einmal über seinen tollen Torwart sagte, er werde dafür sorgen, dass der Junge auf dem Boden bleibe, stand andern tags in der Zeitung: „Am Boden muss er besser werden.“ Ein Trainer muss die Sprache beherrschen.

Oder doch nicht?

Otto Rehhagel hat es, als rühmliche Ausnahme, auch pantomimisch hingekriegt. Er war griechischer Nationaltrainer und mit der dortigen Mundart weder verwandt noch verschwägert. Ohne Dolmetscher, lästerten seinerzeit die Eulen von Athen von den Dächern,

**„Fußball
ist
ding,
dang,
dong.“**



hätte Big Otto keinen Kaffee bestellen können, und besorgt fragten sich alle Zweifler: Wie will er seinen Griechen die Taktik erklären, Einzelgespräche führen, Beichtvater sein und sein Ohr an der Truppe haben, um störende Zwischentöne schon im Ansatz herauszuhören? Der große Rehakles gab die Antwort: er wurde Europameister. Das war 2004.

Wieso, fragte sich die Stuttgarter dann 2005, soll dieses Kunststück nicht auch Trapattoni beim VfB gelingen? Aber wir Schwaben sind keine Griechen. Schon bei Jürgen Klinsmann war Don Giovanni an seine Grenzen gestoßen, in der gemeinsamen Zeit beim

FC Bayern - der Botnanger Torjäger hat ihn damals so missverstanden, dass er irgendwann sein berühmtes Loch in die Werbetonne trat. nur knapp vorbei an Trapattoni.

Deutsche Sprach, schwere Sprach. Tapfer hat der Italiener versucht, den Knoten der Verständnislosigkeit mehrsprachig platzen zu lassen und den VfB hinzubiegen, aber genauso gut hätte er versuchen können, den schiefen Turm von Pisa geradezubiegen. Alles hat Trapattoni gegeben, und Sat1 vermeldete sogar zwischendurch, dass er mittlerweile akzentfrei Leck mich am Arsch sagen kann, außerdem löffelte Trap im Werbefernsehen auf perfekt Deutsch

seinen Joghurt, verliebte sich schwäbische Maultaschen ein und versprach vollmundig: „Isse wichtig, spiele mit Biss.“

Aber es hat nicht gereicht.

Und ganz zum Schluss ist es dann noch einmal um die Möbel gegangen. Das Einrichtungshaus in Waldrems, ein treuer VfB-Sponsor, hatte sie den Trapattonis zur Verfügung gestellt, aber Giovanni hat vermutlich das Kleingedruckte im Leihvertrag nicht gelesen, und keiner hat es ihm übersetzt. Jedenfalls rief Waldrems am Ende aufgeregt beim VfB an: „Wo sind die Möbel?“

Wir fürchten: Irgendwo in Bella Italia. ♦



“Ich wohne auf dem Dorf und melke jeden Tag die Kühe”

Gilbert Gress war eine Show, auf Rechtsaußen und überhaupt - damals, als der VfB noch Pelz trug. Sogar im Südfunk hat er gesungen, als sechster Beatle. Aber vor allem hat der Franzose die Haarmode im Fußball revolutioniert. Und wurde dafür im Cannstatter „Frisörsalon Grathwohl“ mit der Heckenschere bestraft.

Die folgende Kolumne ist eine haarige Geschichte und nicht für jeden geeignet. Glatzköpfen ist vom Lesen dringend abzuraten - denn der Neid der Besitzlosen würde sie übermannen.

Wo fangen wir an?

Am besten am 5. Juni 1966, im Luzhniki-Stadion in Moskau. Es ist kurz vor der WM in England, zum letzten Testspiel empfangen die Sowjets die Franzosen, und deren Rechtsaußen freut sich, denn Trainer Henri Guérin hat ihm tags zuvor sein Debüt in der Equipe Tricolore versprochen. Aber

morgens vor dem Spiel sagt der Trainer plötzlich zu seinem Rechtsaußen: „Das Büro Fédéral in Paris lässt ausrichten, Sie müssen zuerst zum Friseur.“

Der Rechtsaußen heißt Gilbert Gress, und er steht zu seinen Haaren, in voller Länge. Die Frisur zählt für ihn zu den Menschenrechten, „nichts wird abgeschnitten“, sagt Gress rigoros und weigert sich. Er spielt nicht. Und darf auch nicht mit zur WM.

Widerstandskämpfer wäre vielleicht zuviel gesagt, aber der resistente Elsässer hat sein Land anschließend verlassen und ist über die Grenze bei Straßburg

ins Exil geflüchtet. Der VfB hat es ihm gewährt, und zum Dank hat Gress uns Schwaben dann derart die Fußballkultur beigebracht, dass er zur Kultfigur wurde. „Schillbär!!“, jubelte das Neckarstadion, alle liebten ihren Franzosen, der da unten pfeilschnell trickste, zielgenau flankte und an guten Tagen sogar selbst aufs Tor schoss. Sein Fußball war wie Musik. Es gab damals sechs Beatles. Der fünfte war George Best, der mit seinem wehenden Kopfschmuck über den rechten Flügel bei Manchester United flatterte. Gilbert Gress war der sechste.

Der Beatle mit Bruststring.

„Es ist sowieso besser, wenn die Frauen zuhause bleiben, sonst kommt es zu Eifersüchteleien, wer den schöneren Pelzmantel hat.“

Jenseits der 80 ist er inzwischen, und erschrocken schauen jetzt alle, die ihn noch als flitzenden Schillbär erlebt haben, in den Spiegel und denken: Wir werden alt. Andererseits: Wir leben noch. Das ist tröstlich. Gress hat dieses Gefühl einmal trefflich formuliert und einer Schweizer Zeitung erzählt, wie er eingeladen war bei Olympique Marseille, zum 50jährigen Jubiläum des dortigen historischen Meisterteams. Das war nach seiner Zeit beim VfB, und er war einer der dortigen Helden, aber nur eine Handvoll konnte noch kommen. Gress: „Ein paar sind verstorben, einer hat Alzheimer, einer Lungenkrebs, und einer fiel von der Leiter herunter.“

Gress hat Glück gehabt. Und die Haare immer noch schön. Es sind inzwi-

schen weiße Haare, aber nach wie vor recht lange Haare. Sie geben im Winter warm und decken die Ohren ab, damit sie nicht erfrieren, und sie lassen erahnen, was vor einem halben Jahrhundert als Mähne auf seinem Kopf wucherte. Keiner hat die schwäbische Frisurenmode im Fußball ähnlich beeinflusst, und der Schreiber hier schwört, dass er als Jungfan in den späten 1960ern in der Untertürkheimer Kurve des Neckarstadions die Haare aus Sympathie offen getragen und diesen flinken Filou dafür geliebt hat, wie er die feindlichen linken Verteidiger narrete, bis sie sich scharenweise die Haare raufen.

Gress war der erste Franzose in der Bundesliga, und er war so herausragend gut, dass ihm Robert Schwan, der große Manager des großen FC Bayern, irgendwann anno 1969 heimlich den Rat ins Ohr flüsterte: „Ihr VfB-Vertrag läuft im Sommer aus, unterschreiben Sie nichts! Sie hören wieder von mir.“ Ein paar Wochen später, genau gesagt am Tag, als der VfB gegen die Bayern spielte, rief Schwan an und sagte: „Franz Beckenbauer wird Ihnen heute während

des Spiels bei einem Eckball einen Zettel in die Hand drücken, mit der Adresse drauf, wo wir uns treffen können.“

„Aber Herr Schwan“, antwortete Gress, „der kann mir doch nicht vor 80 000 Zuschauern einen Zettel geben.“ Also hat ihn der Bayernmanager dann im Hotel abgeholt. Gress hat die Geschichte vor nicht allzu langer Zeit einem Blatt in der Schweiz erzählt, und besonders hübsch wird sie an der Stelle, wo er schildert, wie Schwan zu seiner Gattin Beatrice sagte: „Sie müssten, falls es zwischen Gilbert und Bayern klappt, nicht zu Spielen kommen. Es ist sowieso besser, wenn die Frauen zuhause bleiben, sonst kommt es zu Eifersüchteleien, wer den schöneren Pelzmantel hat.“

Die Bundesliga hatte gerade ihre berühmteste „Mantel-Phase“. Die unbeschreiblichsten Pelze wurden damals von den Superstars am Leib getragen. Auch beim VfB ließ sich etwas später Buffy Ettmayer in so einem fotografieren, aber bei den sparsamen Schwaben war das Fell eher aus Kaninchen, während sich Kaiser Franz, der Maier-Sepp und Gerd („Bomber“) Müller bei den





Bayern in echte Nerze hüllten.

Gress blieb dann trotzdem beim VfB. Man weiß deshalb bis heute nicht, ob womöglich auch die Bayern versucht hätten, ihm die Frisur zu stutzen. In Stuttgart ist dieses Ungeheuerliche tatsächlich passiert, als Folge einer Niederlage, bei der Gress angeblich vor lauter Haaren das gegnerische Tor nicht mehr sah. Der strenge VfB-Trainer Albert Sing, im Krieg gestählt an der Ostfront und versehen mit dem Kampfnamen „der Eiserne von der Alb“, strich seinen Verlierern zur

Strafe das freie Wochenende, aber Gress fuhr trotzdem heim nach Straßburg. „Der Siach“, fluchte Sing, aber allzu brutal wollte er seinen besten Spieler dann doch nicht attackieren. Der Kompromiss war schnell gefunden: Strafhaarschnitt.

Gress machte gute Miene zum bösen Spiel, als sie ihn in den Cannstatter „Frisörsalon Grathwohl“ schleppten, wo sich Mitspieler Horst Köppel die Frisur des Franzosen im Blitzlichtgewitter der mitgebrachten Fotografen mit einer Heckenschere vorknöpfte. Trainer Sing, dessen markanten Schädel eine zu der Zeit gerne getragene gusseiserne Dauerwelle schmückte, frohlockte zufrieden: „Jetzt wirsch no schneller, Schillbär, jetzt hosch koin Luftwiderstand mehr.“

Die Haare von Gress wuchsen dann aber rasend schnell nach. Allerdings wurden sie nie so lang wie die Gesichter der Fans, als der VfB sein wertvollstes Stück dann über Nacht für einen Sack voller Geld an Olympique Marseille verkaufte. Als Trainer wäre Gress später um ein Haar zurückgekommen, heimlich traf er sich mit dem Präsidenten Gerhard Mayer-Vorfelder einmal in Zürich, aber er kam damals von Xamax Neuchatel nicht los. Gress war überhaupt ein begehrter Trainer, die Schweizer Nationalmannschaft hat er erfolgreich übernommen, und er wurde Schweizer Meister und in Frankreich Meister mit Racing in Straßburg, wo er heute wieder lebt. Noch auf seiner letzten Station, dem FC Aarau, musste er den örtlichen Reportern in der ersten Pressekonferenz nicht sein taktisches Konzept erklären, sondern erst einmal seinen Haarschnitt. Danach war er noch TV-Experte und saß in der Jury der Fernsehshow „Die größten Schweizer Talente“.

Kurz: Schillbär war eine Show.

Übrigens auch im Südfunk, fast hätten wir jetzt seinen unvergesslichen Auftritt als Sänger in der Sport-Abendschau vergessen. Es muss kurz nach der Heckenschere gewesen sein, denn Gress trug an dem Abend eine irritierend manierliche Frisur, als er mutig das Mikrophon umklammerte und hineinsang: „Ich wohne auf dem Dorf und melke jeden Tag die Kühe.“ Man findet das Video auf YouTube, und auch wenn es kein Song der Beatles ist: Hören Sie rein, es lohnt sich. ♦



„Geht's auch einmal normal, Herr Lehmann?“

Jens Lehmann ist zu zweit auf die Welt gekommen. Der Jens in ihm ist gutmütig und genial, der Lehmann garstig und gagga. Zwischen den Pfosten wurde er gerne zum Tor im Tor. Die VfB-Fans dachten: Typisch Torwart. Dabei hat Lehmann einfach nur denselben Geburtsfehler wie der englische König: Er ist Skorpion.

Am Ende haben die VfB-Fans ihren Ohren nicht mehr getraut. Jens Lehmann stellte sich nach seinem letzten Spiel in der Mercedes-Benz-Arena vor die Tribüne, griff nach einem Mikrophon und rief tief gerührt: „Vielen Dank, Ihr lieben Schwaben.“

Die lieben Schwaben waren baff. Hatte ihr böser Wolf Kreide gefressen? Diesen Gefühlsausbruch hätten sie ihm nicht zugetraut, und sie dankten es ihm mit Ovationen. Patschnass stand Lehmann mit seiner Frau Conny und den Söhnen Mats und Lasse im Regen, genoss die Zuneigung des Publikums und sagte: „Soll ich heulen oder lachen?“

Was für ein toller, trauriger Abschied. Der Torwart Lehmann stand da unten als Mensch, herzensgut und zum Knuddeln lieb, und schweren Herzens ließen die VfB-Fans ihn gehen - dabei hatten sie oft genug über ihn geflucht und gebruddelt.

„Mit 40 wird d'r Schwob g'scheit“, behaupten wir Schwaben, aber Lehmann war als gebürtiger Essener halt nur ein Beuteschwabe. Auch noch jenseits der 40 hat er die VfB-Fans in Atem gehalten wie ein aus der Geisterbahn Entsprungener und die These untermauert, dass ein Torwart nur überragend sein kann, wenn er einen Sprung in der Schüssel hat. Einmal, im UEFA-Cup, nutzte er einen VfB-Angriff, um kurz aus seinem Kasten zu rennen, über die Werbebande zu hechten und ordentlich zu pinkeln. Überhaupt hat er jedem ans Bein gepinkelt, der ihm zu

nahe trat. Freund und Feind ist er auf den Fuß getreten und den VfB-Bossen auf den Schlips, bis sie ihm eine 40 000 Euro-Buße aufbrummt. Irgendwann stritten sich die Fans anlässlich hitziger Internetdebatten, wer von den legendären VfB-Nationaltorhütern als der Schlimmere in die Geschichte eingehen würde: Lehmann, der Lümmel - oder Eike Immel, der sich im RTL-Dschungelcamp mit Ratten in eine Kiste einsperren ließ und Kakerlaken fraß, oder waren es Känguruhoden?

Mit einem gezielten Fußtritt in letzter Minute hat Lehmann auch einmal einen VfB-Sieg in Mainz verhindert, Platzverweis, Elfmeter, Ausgleich. Nach dem Spiel, als sich ein erboster Fan persönlich bei ihm beschwerte („Geht's auch einmal normal, Herr Lehmann?“), hat er dem kurz entschlossen die Brille von der Nase genommen, und halbblind ist der arme Kerl hinter Lehmann hergedackelt, bis der ein Einsehen hatte und ihm die Brille wieder aushändigte. Dem VfB-Verteidiger Khalid Boulahrouz riss Lehmann während eines UEFA-Cup-Spiels sogar mitten im Strafraum das Stirnband mit den Ohrenwärmern vom Kopf. Weil Bouhlarouz „wiederholt beim Kopfball den Ball nicht getroffen hat“, erläuterte Lehmann hinterher, hielt er die pädagogische Maßnahme für unumgänglich, obwohl es an dem Tag wirklich saukalt war.

Der VfB hat immer wieder tolle und tollkühne Torhüter im Kasten gehabt, von Karl Bögelein über Günther

Sawitzki, Helmut Roleder und Eike Immel bis hin zu Timo Hildebrandt - aber Jens Lehmann war der erste mit Tollwut.

Schon als junger Spund, bei Schalke 04, war er eigenartig. Einmal wurde er ausgewechselt und ist, noch während das Spiel lief, mit der Straßenbahn heimgefahren („Zur Sportschau war ich zuhause“). Im Ruhrderby gegen Dortmund ging er, weil es 1:2 stand, in der Schlussminute steil und besorgte mit einem fulminanten Kopfball den Ausgleich. Ein Gewöhnlicher war er nie, im „Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland“ liegt der Beweis, ein zerknittertes Blatt Papier. Diesen Spickzettel hat sich Jens Lehmann im Herzinfarkthalbfinale gegen die Argentinier bei der WM 2006 in den Stutzen gesteckt, in Erwartung eines Elfmeterschießens war draufgekritzelt: „1 Riquelme links hoch - 2 Crespo langer Anlauf/rechts, kurzer Anlauf/links - 3 Heinze, links flach - 4 Ayala lange warten, langer Anlauf rechts - 5 Messi links - 6 Aimar lange warten, links - 7 Rodriguez links.“ Lionel Messi schoss dann zwar gar nicht, das Wunderkind saß nur auf der Ersatzbank, aber der Notizzettel half. Vor jedem Schuss fingerte ihn Lehmann aus dem Socken, schaute dem Argentinier vis a vis stramm in die Augen - und war am Ende der Held.

Das war er oft. 61 Länderspiele, fast 400 Bundesligaspiele, Uefa-Cup-Sieger mit Schalke (1997), Meister mit Dortmund (2002) und dem FC Arsenal

(2004) – sogar Champions-League-Sieger wäre er mit den Engländern vermutlich geworden, wenn er nicht ganz früh im Finale den schnellen Eto'o gefällt hätte. Notbremse, Rot, raus und aus. Lehmann hat ein Rad ab, tobten die Kritiker wieder, aber Arsene Wenger, sein Trainer bei Arsenal, hat es erträglicher gesagt: „Er ist immer bereit, für den Sieg zu sterben.“

Torhüter leben in ihrer eigenen Welt. Das Torhüten ist Extremsport wie Bergsteigen, die Luft ist dünn, der Grat schmal. Ein Feldspieler kann Fehler korrigieren, der Torwart nicht. Der ist einsam, ein Einzelkämpfer, Eigenbrötler, Egoist und Extremist, zur Einzelhaft verurteilt in seinem 7,32 Meter breiten und 2,44 hohen Käfig. Aus dem muss er manchmal ausbrechen, um Luft zu schnappen und Dampf abzulassen. Der normale Lehmann war ein vernünftiger Mensch, mit Abitur und Manieren, aber wenn das Teufelchen in ihm ausrastete, kannte er sich selbst nicht mehr. Es war wie im Gruselklassiker „Dr. Jekyll und Mr. Hyde“, jener makabren Studie des doppelten Ichs, in der sich der ehrenwerte Doktor Jekyll zwanghaft in den ekelhaften Mister Hyde zu verwandeln pflegt. „Entgeistert“, liest man, „stand Henry Jekyll bisweilen vor Edward Hydes Taten.“ Wie der Jens vor dem Lehmann, wenn der plötzlich den Kickstiefel des Hoffenheimers Salihovic packte und den Schuh im hohen Bogen durchs Stadion pfefferte. Typisch Torwart, dachten die VfB-Fans.

Oder typisch Skorpion?

Wer unter diesem Sternzeichen auf die Welt kommt, trägt eine schwere Last. Das fängt damit an, dass der Skorpion stets perfekt sein will, denken wir an Pablo Picasso, Martin Luther, Bill Gates, Uwe Seeler oder Adi Dassler – ohne den Vollkommenheitswahn des adidas-Gründers würden sich die Fußballer noch heute Holzstollen in die Stiefel nageln. Mittelmaß ist für jeden Skorpion ein Schimpfwort, und wenn Lehmann auf der Autobahn ein Fiat „Stilo“ begegnet, dessen jämmerliche Fahrweise ihm missfällt, kann er seine Abscheu nur mühsam verbergen. Wenn die Anklageschrift nicht log, hat Lehmann mit seinem Mercedes den Fiat überholt, auf Null ausgebremsst und den darin hockenden Fahrer anschließend zwar nicht am Schlaffitzen gepackt, aber womöglich am Schal. Ein anderes Mal hielt eine Überwachungskamera filmisch fest, wie Lehmann mit seiner Kettensäge auf dem Nachbarsgrundstück kurz entschlossen einen Dachbalken stutzte, der ihm den freien Blick in die Landschaft und die gute Laune versaut hatte.

Skorpione sind sensibel. Diego Maradona hat in solchen Momenten mit dem Luftgewehr auf Journalisten geschossen. Jedenfalls tun Skorpione eigenartige Dinge. Bill Wyman, der Bassist der Rolling Stones, hat sich in eine 14jährige verliebt und sie sogar geheiratet, insgesamt gestaltete er sein Leben so eigenwillig, dass er irgendwann

der Schwiegervater seiner ehemaligen Schwiegermutter und der Stiefgroßvater seiner Exfrau war. Die Gelehrten definieren den Skorpion grundsätzlich so: „Es ist ihm völlig gleichgültig, was andere von ihm halten, er geht seinen Weg nach eigenen Gesetzen.“

Manchmal genügt eine Kleinigkeit, und der Skorpion ist auf 180. In der Sendung „Hart aber fair“ ging es einmal um den englischen König. Man hat die Szene eingespielt, wie Charles beim Unterzeichnen des Gästebuchs im Hillsborough Castle in Belfast schlagartig seine nackte Wut über einen undichten Füllfederhalter loswerden musste. „Oh Gott, ich hasse das! Ich kann dieses verdammte Ding nicht ertragen!“, fluchte er und schüttelte angeekelt seinen von einem Tintenklecks versauten Finger. „Sie machen das jedes verdammte

**„Sie wissen
schon, warum
Sie so ticken,
wie Sie
ticken?“**

**„Eigentlich
nicht“,
log Lehmann.**



Mal!“, kochte Charles, die Mordlust stand ihm im Auge, und fuchsteufels-wild stürmte er aus dem Raum.

Auch König Charles ist Skorpion. Sein Geburtstag deckt sich mit dem des Schreibers hier, und wir haben beide oft genug am eigenen Leib verspürt, was Jens Lehmann durchmachen muss. Als er beim VfB wieder einmal für Aufsehen sorgte, habe ich ihn im Zwiesgespräch gefragt: „Sie wissen schon, warum Sie so ticken, wie Sie ticken?“

„Eigentlich nicht“, log Lehmann.

Er wollte partout nicht der lebende Beweis für die These sein, dass es eine rätselhafte Verbindung gibt zwischen den Gestirnen und dem menschlichen Tun. Er tat so, als habe er nie den Vulkan verspürt, der in seinem Inneren kocht und jederzeit bereit ist zum Ausbruch. Er sei innerlich ganz cool, und das letztmalige Vermessen seines Ruhepulses, wiegelte Lehmann ab, habe den niedrigsten Wert aller ergeben, „einundvier-

zig, glaube ich“. Doch beim Ruhepuls bleibt es dummerweise nicht lange bei uns Skorpionen, ein Wort genügt, und wir verlieren im Handumdrehen den Charme der Besonnenheit und packen den Stachel aus, schroff, in erschreckender Offenheit, und ohne Rücksicht auf Freund, Feind oder sich selbst.

Am grässlichsten ist es Lehmann im Fall Aogo passiert. Die Stuttgarter Fußballfans kennen Dennis Aogo, er war auch schon beim VfB. Eines Tages sitzt Aogo also als Experte beim TV-Sender „Sky“, sagt irgendwas, aber Lehmann findet das gar nicht gut, es bringt ihn auf die Palme, und in seinem glühenden Zorn lästert er auf WhatsApp in Richtung „Sky“: „Ist Dennis eigentlich euer Quotenschwarzer?“ Tags darauf ist Lehmann nicht mehr gesellschaftsfähig, „Sky“ verzichtet fortan auf seine Dienste, und bei Hertha BSC verliert er seinen Posten im Aufsichtsrat. Ein Akt der Selbstzerstörung also, und alle

fragen sich: Wer tut sowas? Antwort: Ein Skorpion. Als er wieder Mensch ist und merkt, was er sich angetan hat, entschuldigt sich Lehmann „von ganzem Herzen“ und fügt hinzu: „Wer mich kennt, der weiß, dass diese Formulierung eine nicht ernst gemeinte, unüberlegte Dummheit war, die nicht das Geringste mit meiner persönlichen Einstellung zu tun hat.“

So ist der Lümmel Lehmann immer wieder zum netten Jens geworden. Und auch die Fußballschwaben denken beim Rückblick mit Wehmut an seine miraculösen Reflexe, seine grandiose Strafraumbherrschaft und, Hand aufs Herz, an seine fehlende Selbstbeherrschung - sie war oft grauenvoll, aber das auf eine so verdammt spannende Art, dass sich die VfB-Fans vor-kamen wie die Rolling Stones, als sie „Sympathy for the Devil“ sangen.

Ein teuflisch guter Torwart war Jens Lehmann schon. ♦



“Berlin, Berlin, wir pfeifen auf Berlin!”

David Beckham und sein „Spice Girl“ sorgen als Farbtupfer bei der WM 2006 in Stuttgart für mehr Furore als Zinedine Zidane. Aber bejubelt wird vor allem der Botnanger Bäckerssohn Jürgen Klinsmann, der als Bundestrainer seinen Heimvorteil für den perfekten Abgang nutzt und das Spiel um Platz drei zum WM-Endspiel macht.

Von Goethe wissen wir: Es irrt der Mensch, so lange er strebt. Aber vor allem irrt mancher Mensch, wenn er zur Feder greift – wie zwei übereifrige Auslandskorrespondenten bei der Fußball-WM 2006 nach der deutschen Halbfinal-Niederlage gegen Italien.

Der Reporter des „Guardian“ aus London gab bekannt: „Die Party ist aus für Deutschland.“ Und der schwedische Kollege vom „Svenska Dagbladet“ ging sogar noch einen Schritt weiter: „Die Deutschen erwartet statt der Fortsetzung ihrer WM-Party ein gigantischer, landesweiter Kater.“ Wenn ein Irrtum weh tun würde, hätten die zwei Hellseher drei Tage später vor Schmerzen gebrüllt. Die Party war nämlich ganz und gar nicht zu Ende – sondern gerade erst im Begriff, ihrem feierlichen Höhepunkt zuzustreben.

Der 8. Juli 2006 war der Tag des Spiels um den dritten Platz. Der Volksmund spricht da gerne mitleidig vom kleinen Finale oder vom Spiel der Verlierer – doch mit dieser grässlichen Fehleinschätzung hat spätestens die Gefühlsstärke der Bilder aufgeräumt, die an diesem Abend von Stuttgart aus um die Welt gingen. 52 000 entfesselte schwäbische Fans, begeistert angefeuert von den gegnerischen Portugiesen, riefen und sangen als größter Chor der Welt durchs Gottlieb-Daimler-Stadion: „Berlin, Berlin, wir pfeifen auf Berlin!“

Das große Finale war sozusagen erst-

mals schon samstags. Jedenfalls sind sich die deutschen Spieler hinterher wie die wahren Weltmeister vorgekommen, und als ein Feuerwerk bunter Raketen die Arena erleuchtete, winkten sie wie ausgelassene Kinder mit allem ins Publikum, was irgendwie greifbar war: Podolski wedelte mit der Eckfahne, Mertesacker mit seinen Krücken, Odonkor schnappte sich eine deutsche Flagge – und Oliver Kahn, der Torwart, drehte einsam und langsam seine Ehrenrunde. Er genoss jede Sekunde, saugte die unvergesslichen Eindrücke in sich auf, verabschiedete sich sozusagen von jedem Zuschauer einzeln und sagte: „Das ist der emotionalste Moment meiner Karriere – noch berauschender als die WM 2002. Das ist der perfekte Abgang.“

Für die ganze Mannschaft war es der perfekte Abgang von dieser WM, und

für das ganze Land. 70 000 Fröhliche füllten bereits mittags die Innenstadt. Sie machen aus dem Schlossplatz ein schwarz-rot-goldenes Fahnenmeer – und vor dem „Hotel Graf Zeppelin“ am Hauptbahnhof, dem Quartier der deutschen Mannschaft, herrscht die „Klinsmania“, auf gut Deutsch: der Ausnahmezustand.

Stuttgarts großer Sohn ist heimgekehrt, und in der Bäckerei Klinsmann im Stadtteil Botnang gehen die Brezeln an diesem Samstag weg wie die warmen Semmeln. Parallel dazu klettern in Ebay, dem Internet-Auktionshaus, die Gebote für ein blaues Käfer-Cabrio, Baujahr '68, ins Aberwitzige, nur weil es einmal der junge Klinsmann gefahren hat – und die Schwaben singen ihrem Bundestrainer und Volkshelden selbst gedichtete Lieder, während auf dem



„Das ist“, reißt es den FIFA-Präsidenten Sepp Blatter bei Halbzeit schier vom Sitz, „Fußball vom Allerfeinsten.“

Schwarzmarkt der Kartenpreis bis 600 Euro steigt. Von wegen Spiel der Verlierer.

„Das ist der Wahnsinn hier“, sagt Jürgen Klinsmann.

Normalerweise ist so ein Spiel um den dritten Platz ein Langweiler. Normalerweise geht da nichts mehr – höchstens über den Willen. Und genau den hat Klinsmann in seinen Kickern, obwohl sie müde und nach dem Pech im Halbfinale frustriert sind, noch einmal geweckt. Noch einmal gibt seine verschworene Gemeinschaft alles – und vermutlich kommt dem Bundespräsidenten Horst Köhler und der Kanzlerin Angela Merkel spätestens auf der Stuttgarter Tribüne die Idee, diesem Motivator und Glücksbringer das Bundesverdienstkreuz zu verleihen.

In einer Volksbefragung vor dem Spiel haben sich 92 Prozent der Deutschen als Klinsmann-Fans bekannt. Nur vier Prozent sind noch gegen ihn, vermutlich die vier Prozent Querulanten, die gegen alles sind, auch gegen die These, dass der Lungenkrebs nichts mit Rauchen zu tun hat. Jedenfalls ist Klinsmann endgültig auf dem Weg zur Kultfigur, sogar der bayrische Chefgrantler Paul Breitner leistet im Namen einer langen Warteliste von Skeptikern

und Stänkerern öffentlich Abbitte: „Wir müssen jetzt sagen: Klinsmann hat alles richtig gemacht.“ Alles. Das heißt: Auch in der Torwartfrage und bei der Bestellung eines Psychologen, eines Schweizer Chefscouts und US-Fitnesstrainern – kurz: in all den Dingen, für die man ihn vor der WM gesteinigt, geteert und gerädert hat. Nun kann nichts mehr schief gehen.

Höchstens noch das Spiel gegen die Portugiesen.

Kapitän Ballack ist dumme Weise verletzt, und auch Borowski und Friedrich sind unpässlich, sowie Per Mertesacker. Der hat, mit Metzelder, in der Innenverteidigung eine fast perfekte WM gespielt, dabei galten die zwei ursprünglich als Achillesferse. Tatsächlich ist die einzige Ferse, die am Ende operiert werden muss, die von Mertesacker – und weil sich sein Vertreter Huth beim Warmlaufen vor dem Anpfiff verletzt, muss kurzfristig der alte

Nowotny ran. Aber auch der spielt prima. „Das ist“, reißt es den FIFA-Präsidenten Sepp Blatter bei Halbzeit schier vom Sitz, „Fußball vom Allerfeinsten.“

Dabei haben die Stuttgarter bei dieser WM schon fünf Spiele mit feinen Dingen erlebt. Früh haben die Schweizer mit ihren VfB-Stützen Ludovic Magnin und Marco Streller den französischen Zauberern ein 0:0 abgetrotzt, aber immerhin hat Zinedine Zidane zumindest angedeutet, welchen besonderen Trick er für den Weg ins Finale auf Lager hat: Er zieht sich den Ball rückwärts unter der linken Sohle durch, kickt ihn sich mit der Hacke gegen den rechten Schuh und schickt im nächsten Moment Franck Ribery damit auf Reisen. Zidane ist der geniale Maestro der Finten und Haken, der Beinschüsse und der Hackentricks, jeder Ballkontakt ist bei ihm eine Liebeserklärung – und der Ball dankt es ihm, indem er tut, was Zidane will.

Einmal tut der Ball auch, was David Beckham will, im Spiel gegen Ecuador gelingt dem Engländer das Goldene Tor. Schöner als sein Jubel ist nur seine Gattin Victoria auf der Tribüne. Schon

Am Hauptbahnhof herrscht die „Klinsmania“, auf gut Deutsch: der Ausnahmezustand.

zuvor hat das singende „Spice Girl“ die ganze Stadt durcheinandergebracht, flankiert von der Verlobten des Torjägers Wayne Rooney, hören wir kurz rein in einen Lagebericht der schwäbischen Lokalpresse in den Tagen vor dem Spiel: „Stuttgart rüstet sich für das Wochenende. Die Paparazzi legen sich schon auf die Lauer, und um einen verkaufsoffenen Sonntag wird der Schmuck- und Textilhandel nicht herumkommen, wenn Victoria Beckham und Coleen McLoughlin weiter so zügig Shopping gehen wie zuletzt in Baden-Baden. Die Hot Pants sind dort ausverkauft.“ Als „oberscharf“ hat der Unterleibsreporter von „Bild“ das Outfit von Missis Beckham sogar beschrieben, und in einer daraus resultierenden „Liebesnacht“ mit ihrem David soll es zum Äußersten gekommen sein. Vieles hat Stuttgart bei dieser WM also schon erlebt.

Fehlt nur noch ein Salto von Klose.

Miroslav Klose könnte, mit etwa Schussglück, den Goldenen Ball gewinnen. Ein Tor noch, oder zwei, und bei der Wahl des wertvollsten WM-Spielers würde die Jury um „Klose, das tödliche Gift“ („L'Equipe“) und „Klose, den Chefbomber“ („La Gazzetta dello Sport“) kaum herumgekommen. Doch die WM ist kein Wunschkonzert. Der DFB-Vollstrecker geht, wie vier Jahre zuvor, mit fünf Toren aus dem Turnier – und tröstet sich mit dem Pokal für den Schützenkönig und der Ahnung: „Wir haben eine große Zukunft.“ Ein wichtiger Teil davon ist Sturmpartner Lukas Podolski, der die WM-Trophäe für den besten Nachwuchsspieler erhält – aber an Portugals Torwart Ricardo ebenfalls scheitert.

Doch selbst wenn „King Knall und Prinz Peng“ („Bild“) einmal leer ausgehen – da ist ja noch Schütze Schweini. Bastian Schweinsteiger, der Jung-Bayer, spannt dreimal die Büchse, macht aus dem Hinterhalt in der 56. Minute knall, in der 61. Minute mit Hilfe eines langen Beins des Portugiesen Petit peng und in der 78. Minute den Sack vollends zu – und räumt seinen Platz hemdwedelnd für den VfB-Kameraden Thomas Hitzlsperger. Womit auch der letzte der 20 deutschen WM-Feldspieler vollends zum Einsatz kommt. Bis zuletzt ist der Star der Teamgeist.

Einer für alle, alle fürs Ganze.



Stuttgartbesucherin Victoria Beckham

Oliver Kahn erledigt vollends den Rest. Vom Kollegen Jens Lehmann wegen guten Betragens („Olli hat sich als zweiter Torwart vorbildlich verhalten“) zum versöhnlichen Abschluß mit dem Überlassen des Kastens belohnt, läßt der Alte in seinem finalen Länderspiel nur noch den Ehrentreffer von Nuno Gomes zu, der die letzte Länderspielflanke des großen Luis Figo verlängert. Dann legt Michel Platini, der nicht minder große Franzose, den Deutschen die Tapferkeitsmedaillen für den dritten Platz um den Hals, und der Bundestrainer Klinsmann wird von der Kanzlerin in den Arm und vom Kaiser ins Gebet genommen. „Mach bloß weiter!“, fleht Franz Beckenbauer.

„Schaun mer mal“, lacht der Botnanger.

Vermutlich spürt Jürgen Klinsmann schon da, dass es auch für ihn der perfekte Abgang ist – dieser Moment, in dem alle Deutschen glücklich sind und ein Fan auf der Tribüne ein Plakat hochhält, auf dem mit einem Wort alles gesagt ist: „Danke.“

Jetzt, erst jetzt, ist die deutsche Party zu Ende. ♦



"Das Messer steckt im Schien- bein- schützer"

Axel Dünnwald-Metzler war der Sohn eines Staatskapellmeisters. Als Kickers-Boss sorgte er selbst für Musik, obwohl er seine Besten ständig an den VfB verlor. Solche Seitensprünge galten lange als Hochverrat. Im Glaubenskrieg zwischen Neckar und Fernsehturm zeigten sich vor allem beim Derby die tiefen Abgründe der Rivalität.

„Axel, wir rollen Dir den roten Teppich aus!“

„Könnte der Teppich unter Umständen auch blau sein?“, fragte der Präsident zurück.

Wir Sportjournalisten sind höfliche Menschen – nie würden wir schroff absagen, wenn es beispielsweise irgendwo umsonst etwas zu essen gibt.

So war das auch an jenem denkwürdigen Aprilabend anno '79, als die Stuttgarter Kickers die städtische Fußballjournaille zu einem mehrgängigen Menü ins Restaurant auf dem Fernsehturm baten. In aufgeräumter Verfassung, also mit leerem Magen, haben wir die Fahrt mit dem Aufzug in die luftigsten Höhen Degerlochs auf uns genommen, und ein gut aussehender, dynamischer Lockenkopf geleitete uns in seiner Eigenschaft als frischgebackener Kickerspräsident fürsorglich sofort ans kalte Büfett – denn um wegzustecken, was er uns anschließend eröffnete, mussten wir halbwegs bei Kräften sein.

„Unser Ziel“, sagte Axel Dünnwald-Metzler, „ist die Bundesliga.“

Wenn er verkündet hätte, dass er Papst oder US-Präsident werden will, wäre die seismographische Erschütterung nicht ganz so groß gewesen – schließlich waren die Kickers mit den Spielergehältern gerade drei Monate im Rückstand und auch sonst arg klamm. Das kühne Versprechen schlug jedenfalls ein wie die Eisbombe, die die Kellner zum Dessert servierten, und der Schreiber hier, der damals noch ein respektloser Rotzlöffel war, hat die Zuversicht des Präsidenten andern-tags kommentiert mit der Überschrift „Höhenkoller“. Kleinlaut habe ich den

grässlichen Irrtum dann nach zwei Bundesligaaufstiegen und dem Einzug ins DFB-Pokalfinale zurückgenommen und vollkommen jenen Fan verstanden, der mit gühendem Kopf im Stadion durch den Kickerstreff gebrüllt hat: „Axel, wir rollen Dir den roten Teppich aus!“

„Könnte der Teppich unter Umständen auch blau sein?“, fragte der Präsident zurück.

Axel Dünnwald-Metzler, den wir aus Platzgründen hier ADM nennen wollen, hat die Blauen in jenem April '79 nicht nur übernommen, sondern sie aus dem fortgeschrittenen Stadium des Siechtums gerettet. Am Tag nach seiner Wahl ist der erfolgreiche Brillenunternehmer ("Silhouette") mit der Spende von ungefähr einer halben Million Mark in der vom Zerfall bedrohten Klubhausbaracke aufgekreuzt, hat die offenen Gehälter gezahlt, die ärgsten Löcher gestopft und mit dem Rest auf dem Heimweg noch einen Wimpel gekauft, damit beim folgenden Heim-

spiel auch die Platzwahl wieder mal vorschriftsmäßig stattfinden konnte. Die Kickers waren ein Anwärter auf das Armenrecht, ADM übernahm ein Himmelfahrtskommando, und die Fans sagten sich: „Der Axel wird's schon richten“.

Die Blauen waren durchaus verwöhnt, dank einer respektablen Vergangenheit. 1908 waren sie Deutscher Vizemeister, und in der Endrunde 1939 hallte durch die damalige Adolf-Hitler-Kampfbahn der Kampfschrei von 70 000 : "Auf, Ihr Blauen Götter!" Der größte Gott war Ed Conen, schon bei der WM 1934 hatte er mitgestürmt, und in der Saison 1947/48 schrieb er dann vollends Geschichte: Im sagenhaften 100-Tore-Sturm der Kickers war er die schärfste Kanone.

Doch die glorreiche Zeit, als der "Blaue Adel" von Degerlochs Höhen naserümpfend herunterschaute auf den roten Proletenklub in Cannstatt, fand dann 1950 ihr jähes Ende: Der VfB wurde Deutscher Meister, und die Ki-

ckers stiegen ab. Auch Willi Knörzer konnte in seiner kurzen Amtszeit als Präsident nicht mehr helfen. Er war „d'r Radio-Knörzer“, seine Rundfunkläden machten ihm zum König von Stuttgart, als Boxpromoter veranstaltete er Kampfabende mit Bubi Scholz, für einen WM-Fight ließ er sogar die US-Legende Archie Moore einfliegen. Aber am 25. Mai 1960, morgens um 9.30 Uhr, sprang Knörzer von der Autobahnbrücke zwischen Vaihingen und Eltingen. Es war der Tod des Boxens auf dem Killesberg - und die Kickers in Degerloch mussten danach lange auf den Mann warten, der sie wiederbelebte.

Dünnwald-Metzler kam, sah und regierte die Blauen in die Bundesliga, wo sie dem VfB wieder halbwegs auf Augenhöhe begegnen konnten. Als Sohn eines Staatskapellmeisters sorgte er für Musik - auch in den Derbies.

Derby kommt von derb. Keiner hat es blumiger und blutiger erklärt als Wolfgang Wolf, der damals als Kapitän der Kickers durch die Zähne zischte: "Das Messer steckt im Schienbeinschützer." Bei einem Derby geht es nicht um Leben oder Tod und Sein oder Nichtsein.

Es geht um mehr.

Das deftigste Drama hat im Mai '92 stattgefunden. Und es nahm kein Ende. Das Spiel war schon aus, da fiel Fritz Walter mitten im Stadion um. Der VfB-Torjäger regte sich nicht. Helfende Hände schnallten ihn auf eine Bahre und trugen ihn fort. Der kleine Fritz

bekannte später, als er nach einer Not-Infusion wieder auf seinen treffsicheren Beinen stand: „Plötzlich war i weg.“ Christoph Daum, der VfB-Trainer, ergänzte dramatisch: „Er lag am Tropf.“ Von einer Fischvergiftung war die Rede, aber in Wahrheit war es zweifellos eine Kickersvergiftung. Dieses 160. Derby war jedenfalls nichts für labile Mägen: Der VfB befand sich auf dem Weg zur Deutschen Meisterschaft, die Kickers standen am Abgrund. Lange stand es 0:1, und 3:1 ist es schließlich ausgegangen, aber Gerhard Mayer-Vorfelder, 59, schaute nach dem Abpfiff aus wie 95 und sagte: „Kein Mensch hält das aus. Dieses Wechselbad - Bestürzung, Verzweiflung, Glück.“

VfB gegen Kickers, das war immer auch ein Stück Glaubenskampf, oft haarscharf am Religionskrieg vorbei. Als Albert Sing, der einstige Kickerskämpfe, beim VfB später als Trainer anfang, lag im Umkleideraum an seinem ersten Arbeitstag ein Trikot der Blauen, "das hieß: Du gehörst nicht hierher." Schon zuvor hatte Georg Wurzer, der VfB-Meistermacher aus den 50ern, für Verwirrung gesorgt, als er seine späte Liebe zu den Kickers entdeckte. Mit nacktem Unverständnis reagierten viele am Neckar später auch auf den Frontwechsel von Jürgen („Wundermann“) Sundermann oder ärgerten den Kickers-Ehrenratsvorsitzenden Fritz Seeger auf der Tribüne: "Was hört m'r von dir, dei Weib isch aus Cannstatt?" Und wenn wahr ist, was gemunkelt wird, legt die De-

gerlocher Altenkameradschaft an jedem Jahrestag des letzten Kickers-Triumphs gegen den VfB eine Gedenkminute ein - ein 2:0 war das damals, in der Saison 75/76, und in der Pressekonferenz drohte Kickerstrainer Rudi Kröner: „Nächstes Jahr sind wir in Stuttgart die Nummer 1.“ VfB-Chef Mayer-Vorfelder verzog das Gesicht. Später hat er sich mit seinem bissigen Humor gerächt und, wenn das blaue Vereinslied angestimmt wurde, durch den Kickers-Treff gerufen: „Wo ist hier der Notausgang?“

MV und ADM verstanden sich prächtig. Was auch daran lag, dass Dünnwald-Metzler keine ganz blaue Weste mehr hatte, seit er als A-Jugendlicher ein Jahr lang beim VfB fremdgegangen war. „Ich habe den Sündenfall umgehend rückgängig gemacht“, verteidigte er sich, rief als Kickerspräsident dann aber mehr und mehr zum friedlichen Zusammenleben auf: "Der Farbenwechsel ist heutzutage keine Fahnenflucht mehr."

Früher schon. Ein Überläufer galt als Hochverräter. ADM wusste das aus familiären Erzählungen, denn sein Schwiegervater Philipp Metzler war Kickerspräsident, als der hochveranlagte Stürmer Rolf Geiger zum VfB flüchtete. Metzler reagierte vor Zorn mit einer Selbstanzeige beim DFB: Er beschuldigte sich und die Kickers, an Geiger monatlich 320 Mark gezahlt zu haben. Wegen Verstoßes gegen die Amateurregeln wurde Metzler prompt bestraft, allerdings auch Geiger. Neun Monate



Sperre. Danach wurde der Abtrünnige schnell Nationalspieler und ein VfB-Eckpfeiler wie fast alle Blauen, die später die Demarkationslinie am Neckar überschritten, wie Bobic, oder zuvor Haug, Kelsch, Allgöwer, Buchwald und Klinsmann.

Letzterer wollte eigentlich gar nicht. Es gibt ein trauriges Foto, wie Jürgen Klinsmann nach einem Jugend-Derby als Verlierer am Boden hockt wie eine gemähte Kröte, fix und fertig mit sich, der Welt und dem VfB. In seinem Frust hat er danach gegenüber ADM die Finger zum Schwur gehoben: „Zu den Roten geh ich nie.“ Bis dann der Tag kam, an dem Klinsmann sich seinem Präsidenten wieder zaghaft näherte und fragte: „Dieses Versprechen – würden Sie mich eventuell davon entbinden?“

Dünnwald-Metzler hat seinen besten Mann damals nicht gerne verkauft. Auch nicht Buchwald oder Allgöwer. „Den“, erinnert sich der alte Schatzmeister Günther Dengler, "haben wir auf Knien angefleht: Bleib, Karl!" Aber zwei große Klubs in Stuttgart war einer zuviel, die Kickers brauchten Geld, der VfB zahlte gut, und zurück blieb jedesmal ADM und stöhnte: "Was wäre der VfB eigentlich ohne die Besten von uns?" Oder Deutschland?

Klinsmann wurde alles, Weltmeister, Europameister, Ehrenspielführer und Bundestrainer, und als Kosmopolit hat er das Deutschland-Bild höchst positiv beeinflusst. "Ein Deut-

scher ohne Grenzen“, staunte die Chicago Tribune schon über den jungen Torjäger Klinsmann. In England wurde er Fußballer des Jahres, und der „Observer“ schwärmte: "Der coolste Deutsche seit Marlene Dietrich“. Bis Hollywood wie die Diva hat es Klinsmann zwar nicht geschafft, aber mit der Erfolgsformel $E = mc^2$ seines schwäbischen Landsmanns Albert Einstein hat er als US-Nationaltrainer immerhin den dortigen Fußball so beeinflusst, dass er nach der WM 2014 im "Time"-Sonderheft eines der "Gesichter des Jahres" war.

Angefangen hat das alles mit Dünnwald-Metzler, der den aufstrebenden Jüngling damals von seinem Versprechen entbunden hat. Dem Kickersherz des Präsidenten tat es weh: Die Besten immer für gutes Geld zu verkaufen - irgendwann, wusste er, geht diese Rechnung nicht mehr auf.

Sein Leben lang hat in Axel Dünnwald-Metzler das blaue Herzblut gekocht, seine Vereinsliebe war grenzenlos: Er hat die Tochter des Kickerspräsidenten geheiratet, als Spieler für die Kickers die Knochen hingehalten und als Präsident dann auch noch den Geldbeutel, den Kopf und die Nerven. Es war ein Wechselbad der Gefühle, und ein ständiger Balanceakt zwischen Auf- und Abstieg. Bei den Bundesligaspielen ist er über die Tribüne im Neckarstadion getigert, oft genug nach unten in die Katakomben geflüchtet, und gegen den Stress hat er sich an seinen Marlboros festgehalten, bis er sich damit die Gesundheit ruinierte. "Man verliert ein paar Illusionen“, hat er am Ende gesagt, sich aber getröstet mit dem schönen Vereinsgelände, das er den Kickers hingestellt hat - dem ADM-Sportpark.

Es ist sein Denkmal. Das andere müsste als Statue eigentlich vor dem Stadion stehen, aber Dünnwald-Metzler hat es mit dem größten Fehler seines Lebens vereitelt. Am 5. Oktober 1991 ist es passiert, im Münchner Olympiastadion: Die Kickers schossen den FC Bayern mit 4:1 aus den Schuhen, Uli Hoeneß hat sich auf der Stelle von seinem Trainer Jupp Heynckes getrennt - und wenn auch ADM den historischen Höhepunkt zum spontanen Rücktritt genutzt hätte, hätten ihn die Blauen in Bronze gegossen und noch in derselben Nacht aufgestellt, unverrückbar, bis in alle Ewigkeit. ♦



**„Ich sollte dahin,
wo sie noch
barfuß spielen“**

Felix Magath hat in Stuttgart gezeigt: Ein guter Trainer kann auf einer Glatze Locken drehen. Der VfB war so gut wie pleite. Weil das verbliebene Kleingeld für Stars nicht reichte, hat man Magath fast gewaltsam in den vereinseigenen Talentschuppen geschleppt - und er hat notgedrungen die „Jungen Wilden“ entdeckt.

Ein Mittag, irgendwann im Jahr 2003. VfB-Trainer Felix Magath sitzt im Büro des VfB-Präsidenten, und er ruht in sich selbst. Er taucht einen Teebeutel in ein Glas heißes Wasser und beginnt zu rühren.

Staudt wartet. Und ist gespannt. Zum Gedankenaustausch hat sich der Trainer angesagt. Aber Magath rührt und rührt. Dann wickelt er gewissenhaft das Schnürchen um den Teebeutel und zieht es eng zu, um das volle Aroma herauszuquetschen. Behutsam nimmt er einen kleinen Schluck und stellt das Glas auf den Tisch.

Jetzt, denkt Staudt. Aber Magath rührt schon wieder weiter, und der Präsident will den Trainer in seinem Denkprozess nicht unterbrechen. Staudt wartet. Und wartet. Und dann, wie aus dem Nichts, nimmt Magath plötzlich den Löffel aus dem Tee, legt ihn auf die Serviette und blickt dem Chef frontal in die Augen: „Präsident“, sagt er, „wir müssen was ändern an der Struktur.“

Staudt nickt höflich, hat aber keine Ahnung, was Magath meint. Neugierig wartet er auf nähere Erläuterungen. Doch der Trainer rührt nur im Tee. Also fragt Staudt: „Welche Struktur?“

„Der Finanzchef“, sagt Magath.

Endlich ist die Katze aus dem Sack. Den Finanzchef Ulrich Ruf will er wegputzen, mindestens aber entmachten, weil der im Klubhaus Tag und Nacht auf dem VfB-Geldsack hockt und das Ersparte mit Zähnen und Klauen ver-

teidigt. Wann immer Magath einen Torjäger oder Freistoßspezialisten im Auge hat, der mehr als eine Million kostet, rennt er sich die Stirn blutig an diesem schwäbischen Eisenschädel, der immer nur eine Antwort kennt: „Bevor ich eine Überweisung ausfülle, muss ich erst bei der Bank anrufen.“

Nein, Felix Magath hat nicht immer eine leichte Zeit gehabt beim sparsamen VfB. Es war ein langes Leiden, und begonnen hat es im Februar 2001. Der VfB steckte sportlich tief in der Krise, es brannte, und Magath kam als Feuerwehrmann mit dem dicken Schlauch. Aber das Erwachen war böse: Der VfB war auch noch fast zahlungsunfähig. Manager Rolf Rüssmann hatte die Mannschaft nur deshalb noch nicht für tot erklärt, weil ihm das Geld für die Sargnägel fehlte. Jedenfalls hatte Magath Glück, dass ihn der Manager nicht bat, auf ein Stück Pappe „Ich bin der VfB-Trainer“ zu kritzeln, sich mit einer Gitarre auf die Königsstraße zu setzen, „Hey Joe“ von Jimi Hendrix zu singen und die Passanten um eine milde Gabe in den Geigenkasten zu bitten.

Der VfB war gezwungen, auf einer Glatze Locken zu drehen. Also hat der Rüssmann den Magath am Ärmel gezerrt, ihn in die Nachwuchsabteilung geschleppt und ihm ein paar Talente vorgestellt, die gerade zufällig da waren, etwa so: „Dieser junge Mann hier heißt Kevin Kuranyi. Die anderen sind Timo Hildebrand, Andreas Hinkel,

Ioannis Amanatidis, Alexander Hleb und Christian Tiffert.“ Aha, dachte Magath. Er kannte keinen, sagte aber: „Okay, ihr spielt ab sofort Bundesliga.“

Der Rest ist bekannt. Statt in der Hölle ist der VfB im siebten Himmel gelandet, 2003 wurden die unbekannten Talente Deutscher Vizemeister und als „Junge Wilde“ in ganz Europa bekannt wie die bunten Hunde, als sie in der Champions League Manchester United inklusive Cristiano Ronaldo und Ruud van Nistelrooy zeigten, wo der Bartel den Most holt. Wenn er heute gefragt wird, sagt Magath: „Die Jungen haben die Energie in die Mannschaft gebracht, und die Älteren haben sie geführt.“ Anfangs war auch noch Krassimir Balakov dabei, der geniale Bulgare. Als er seinem Alter zum Opfer fiel, blieb als großer Stratege immer noch Zvonimir Soldo.

Ja, der VfB hat auch die Routinierer immer zu schätzen gewusst. Helmut Benthaus, der Meistertrainer von 1984, hatte außer seinem Kapitän Hermann Ohlicher beispielsweise Karl Allgöwer und Karlheinz Förster. Für die Jüngeren hier: Der Vorstopper Förster, Kampfname: „Der Klopfer mit dem Engels-gesicht“, war der direkte Gegenspieler des Wiener Torschrecks Hans Krankl im historisch wertvollen „Nichtangriffspakt“-Spiel bei der WM 1982 in Gijón. Nach elf Minuten fiel damals das 1:0 für Deutschland, und für beide Teams war es das ideale Ergebnis zum Weiterkommen in die Zwischenrunde,

„Ich weiß nicht, ob Felix auch die Titanic gerettet hätte - aber auf jeden Fall wären alle Überlebenden fit gewesen.“

auf Kosten der armen Algerier. Aus tabellarischen Vernunftgründen erschien ein Schuss aufs Tor beiderseits nicht mehr ratsam, und alle hielten sich dran, bis auf Walter („Schoko“) Schachner. Der Steiermärker schoss irgendwann versehentlich aufs deutsche Tor. Förster schaute seinen Gegenspieler Krankl („Hei, Hansi!“) kurz und scharf an, worauf der sich Schachner auf der Stelle vorknöpfte: „Schoko, wannsd' dös no amol mochst...“ Das Spiel ging geordnet zu Ende.

Oder die Geschichte von der WM 1986 in Mexiko. Die Spieler und wir Journalisten wohnten unter einem Dach, und Allgöwer und Förster machten eines Tages einen Ausflug mit meinem klapprigen VW. Unterwegs überholten sie den Fußgänger Paul Breitner, der sich mit seinem schweren Golfsack schnaufend und schwitzend den Hügel hinaufquälte. Exweltmeister Breitner war inzwischen „Bild“-Kolumnist - und scharfer Kritiker vor allem von Förster, obwohl der eine grandiose WM spielte.

„Nehmen wir ihn mit?“, fragte Allgöwer.

„Nein, der ist gut zu Fuß“, entschied Förster, und ungerührt ließen sie den verdurstenden Breitner zurück. Vielleicht war auch Förster der Frager und Allgöwer der Entscheider, jedenfalls waren sie beide Typen, mit denen man Meister wird. Die Entscheidung anno '84 fiel übrigens im letzten Spiel gegen den HSV und dessen Spielmacher Magath, aber der hat es verkraftet, er war

ja sonst alles, Europameister, zweimal Vizeweltmeister, Champions League-Sieger - voll in den Winkel hat er der Juventus-Legende Dino Zoff den Ball im Finale damals geknallt.

Als Trainer tat Magath sich zunächst schwerer. Als ihn der VfB Anfang 2001 engagierte, war er gerade in Frankfurt gescheitert, wie zuvor beim HSV, bei Werder und in Nürnberg, wo ihn die Spieler abwechselnd als „Quälix“, „Saddam“ oder „den letzten Diktator Europas“ (so Stürmer Bachirou Salou) beschimpft hatten. Im Rahmen der Sinnfrage verkündete er, das sei jetzt sein letzter Trainerversuch in Deutschland: „Vielleicht sollte ich dahin gehen, wo die Leute noch barfuß spielen. Die jammern nicht, wenn sie laufen müssen. Wenn es auch hier in Stuttgart langfristig nicht klappt, ist Schluss. Dann gehe ich in die Karibik oder mache eine Fußballschule für Kinder auf.“

Es ist ganz anders gekommen. Der VfB hat streckenweise einen Fußball gespielt, dass die ARD-Sportschau die 54er-Kinoplakate vom „Wunder von Bern“ umpinselte in das „Wunder von Stuttgart“, mit den Köpfen der jungen Wilden darauf. Und auf dem Weg zu

den Festspielen im Gottlieb-Daimler-Stadion sind die Fans an Häuserfronten vorbeigefahren, an denen ein überdimensioniertes Motiv des VfB-Fußballglücks hing: Die jungen Wilden, wie sie ihren Trainer in die Luft werfen. Auch Philipp Lahm, vom FC Bayern zugelaufen, gehörte inzwischen dazu.

Sie waren die jungen Wilden, Kapitel zwei. Als Kapitel eins hatte sich die Rasselbande des Trainers Jürgen Sundermann in den späten 70ern in den Geschichtsbüchern verewigt, allen voran Hansi Müller, Karlheinz Förster und Dieter Hoeneß, faszinierenden Schießbudenfußball haben sie gespielt. Und für Kapitel drei sorgten dann später, 2007, die jungen Wilden des Meistertrainers Armin Veh: Gomez, Khedira, Tasci, Gentner, Beck, Hilbert. Aber zunächst einmal war für die Freuden gesänge im Stadion („Oh, wie ist das schön...“) jetzt Magath mit seiner Jungschar verantwortlich, als „Wunderfelix“ feierte ihn die Presse.

Der fitteste Trainer der Liga war er auf jeden Fall. Gewöhnlich gut unterrichteten Quellen zufolge stand er mit dem ersten Hahnenschrei auf und begann den Tag mit zwanzig Kniebeugen

und dreißig Liegestützen auf einem Arm, gefolgt von einem Bauernfrühstück mit Erdnussbutter, Bienenhonig und drei hartgekochten Eiern im Tomatensaft. Schon zuvor im Abstiegskampf mit Eintracht Frankfurt hatte der Stürmer Jan-Aage Fjørtoft behauptet: „Ich weiß nicht, ob Felix auch die Titanic gerettet hätte – aber auf jeden Fall wären alle Überlebenden fit gewesen.“

Magath stammt aus einer Zeit, in der gleiche Höhe noch abseits war und er als Trainer ungestraft behaupten durfte: „Qualität kommt von Qual.“ Bei der Körperertüchtigung seiner Spieler vertraute er nicht zuletzt dem Medizinball, und wenn er gefragt wurde, ob genug im Trainingsschrank liegen, sagte er: „Notfalls schnitze ich uns welche.“ Auch sich selbst hat er nie geschont. „Meine Laufschuhe“, verriet Magath, „habe ich immer dabei. Sogar in Puerto Rico im Urlaub. Da laufe ich oft mittags, in der größten karibischen Hitze.“

Wenn er einmal nicht lief, war er entweder krank oder anderweitig ans Bett gefesselt. Der Schreiber hier hat ihn einmal in der Hals-Nasen-Ohren-Abteilung der Uni-Klinik Hamburg-Eppendorf besucht. Magath hatte sich an dem Morgen die Nase operieren lassen - und erzählte, dass er kurz nach dem Eingriff schon wieder gegen seinen Schach-Computer angetreten war.

Und?

Magath, zerknirscht: „Ich habe verloren.“

Mit dem VfB hat er nicht oft ver-



loren. Irgendwann galt er als Heilsbringer, der übers Wasser gehen kann und aus dem Schweiß seiner jungen Wilden Wein macht. Jedenfalls hätte er unwidersprochen behaupten können, dass der Ball viereckig, innen aus Hartgummi und außen aus Sperrholz ist. „Der VfB“, erkannte der Präsident Staudt, „ist durch und durch magathisiert.“

Im Frühjahr 2004 geschah dann das Unvermeidliche. Eine Zeitung fragte mit dicken Lettern: „Magath – was läuft da mit Bayern?“ Und ungefähr zur selben Zeit sagte Magath: „Mein Ziel ist es, Deutscher Meister zu werden. Und ich will nicht einmal Meister werden und dann sterben, sondern ich will dann noch einmal Meister werden und noch einmal.“

Soviel Ehrgeiz konnte der VfB nicht mehr bezahlen, das schaffte nur noch der

FC Bayern. Meister ist Magath dort geworden, gleich zweimal. Und dann noch einmal Meister beim VfL Wolfsburg. Den Zweitnamen „Mister Allmächtig“ hat er dort verliehen bekommen, denn VW-Chef Martin Winterkorn las ihm jeden Wunsch von den Augen ab. Magath war Trainer, Sportdirektor und Geschäftsführer, ja vermutlich auch noch heimlich Finanzchef - jedenfalls hat er, anders als früher beim verarmten VfB, die Dinge unter vier Augen geregelt, mit seinem kurzen, direkten Draht vom Felix zum Magath.

Aber, und jetzt kommt's: Als ihn an seinem siebzigsten Geburtstag ein Journalist um eine kurze Stellungnahme zu seinem Leben bittet, rührt Felix Magath nicht lange im Tee. Er weiß es auf der Stelle: „Die Trainerzeit in Stuttgart war meine schönste.“ ♦



**“Haben Sie mir auch
einen Blindenhund
mitgebracht?”**

Manfred Rommel hielt es mit Churchill: No Sports. Trotzdem machte „d'r Kloine vom Wüstenfuchs“ Stuttgart zur (un-)heimlichen Sporthauptstadt der Welt. Wenn der OB sich ausnahmsweise doch einmal zum Derby zwischen VfB und Kickers ins Neckarstadion verirrte, musste man ihm erklären: Das Runde ist der Ball.

Anlässlich der kommenden Fußball-Europameisterschaft finden fünf Spiele in Stuttgart statt, und das Fieber der Vorfreude steigt wie bei der EM 1988. Damals wurde Oberbürgermeister Manfred Rommel gefragt: Wer kommt ins Endspiel?

„England und Deutschland“, verirret der OB.

Und wer gewinnt?

„Dänemark.“

Späße aller Art waren stets ein fester Bestandteil der Rommelschen Wortgewalt. Aber auch wenn er ausnahmsweise keinen Scherz machte, hatte er vom Fußball keine Ahnung. Einmal wollte ihn einer mit der hundsgemeinen Frage aufs Glatteis führen: Was ist Abseits? Knallhart schlug ihm Rommel die richtige Antwort um die Ohren: „Mein Fräulein Kübler aus dem Vorzimmer hat's mir erklärt: Wenn zu viele vorne sind, ist es schlecht.“

Bis hierher wären schon einmal zwei Dinge geklärt: Stuttgarts berühmtester

OB aller Zeiten verfügte über viel Witz und Humor, war gleichzeitig aber auch ein granatenmäßiger Sportmuffel. Er beschränkte sich auf das gelegentliche Besteigen und aktive Sitzen auf seinem Hometrainer („Von dem hab' ich meine gute Figur“), hielt es ansonsten aber eisern mit Winston Churchill: No Sports. Auf Schwäbisch: Sport isch Mord.

Aber, und jetzt kommt's: Obwohl Rommel allenfalls dunkel ahnte, dass das Runde der Ball ist, hat er Stuttgart jahrelang zum Nabel der Sportwelt gemacht. Berühmter war ja ursprünglich sein Vater Erwin, der legendäre Generalfeldmarschall im Nordafrikafeldzug - aber später hat dann der Sohn („I bin dr Kloine vom Wüstenfuchs“) derart zum athletischen Feldzug geblasen, dass uns Schwaben der Schweiß von der Stirn schoß. „Ist Stuttgart“, wollte ein neugieriger Journalist einmal wissen, „die heimliche Sporthauptstadt?“

„Die unheimliche“, korrigierte ihn der OB.

Rommel war ein Original. In den 1990ern trafen sich der VfB und die Kickers in der Bundesliga zum Derby, und mit dem Kollegen Peter Schmid (sein Vater Otto war der VfB-Meistertorwart von 1950 und ob seiner Sprungkraft berüchtigt als „Gummi-Schmid“) drehte ich darüber einen Film für „Sport im Dritten“. Um die Verbissenheit aus dem Spiel zu nehmen und Rommels Neutralität zu dokumentieren, brachten wir ihm zum Interview eine Brille mit, dessen linkes Glas rot und das rechte blau bemalt war. Vor dem Neckarstadion



setzte Rommel sie auf und rief entsetzt in die Kamera: „Ich seh ja gar nix! Haben Sie mir auch einen Blindenhund mitgebracht?“

Er war überhaupt untröstlich, das Derby machte ihn fertig. „Ich bin innerlich völlig zerrissen“, jammerte er. „Ich bin für den VfB, ich bin aber auch für die Kickers, ein griechisches Drama könnte nicht schlimmer sein.“ Das war bei Halbzeit, und Rommel nahm die Brille wieder von der Nase und sagte: „Ich geh jetzt.“

Wohin?

„Heim ins Rathaus.“

Er war ein Vergnügen. Nur hat man ihn beim Sport halt selten gesehen. Entweder plagte ihn der Rücken, so dass er als Stargast manchmal im allerletzten Moment hat absagen müssen, oder er stöhnte untröstlich das schmerzhafteste Wort „Hexenschuss“ ins Telefon, vom sicheren Sofa aus. Notfalls war es auch die Bandscheibe. Er hatte viele gute Gründe, dem Sport fernzubleiben. Einmal bohrte ein Reporter: Was wissen Sie über Tennis? „Nix“, sagte Rommel, „wenn’s im Fernsehen kommt, glotz ich halt gelegentlich hin.“

Das Turnier auf dem Weißenhof hat der OB strikt gemieden, bis ihn das schlechte Gewissen plagte („Lange lastete auf meiner Seele ein quälender Selbstvorwurf“). Um wieder befreit schlafen zu können, ließ er sich ausnahmsweise überreden, und der Turnierdirektor Bernd Nusch bedankte sich: „Herr Oberbürgermeister, Sie haben in unse-

rem Programm ein schönes Grußwort geschrieben.“

„Unterschieden“, korrigierte ihn Rommel. Er war ein Anhänger des knappen und kraftsparenden Satzes. Das zeigte sich auch, als ihn Nusch auf die Tribüne führte und sagte: „Das ist der Center Court.“

„So, so“, staunte Rommel.

Ein Karikaturist hat den OB einmal als schlappen Turner skizziert, der wie ein nasser Sack an den Olympischen Ringen hängt. Bei seinem Startschuß zum Sechstagerennen erschoss Rommel sogar fast einen als Maskottchen anwesenden Papagei, und für die Leichtathletik-WM 1993 bewarb er sich mit seinem kompletten Hintergrundwissen über diese Sportart: „Wenn die Latte unten liegt, hat einer verloren.“ Vermutlich hat er die Verbandsbosse dann mit Maultaschen, Kässpätzle und Trollinger bestochen, jedenfalls hat er die WM bekommen. Er hat alles bekommen. „Um

im Sport nichts mehr zu versäumen“, brachte ein Reporter der Süddeutschen Zeitung damals seinen Münchner Neid zu Papier, „muss man in Stuttgart ein Zimmer nehmen.“ Zur sportlichsten Stadt der Welt wurde Stuttgart in den 80ern und 90ern, Leichtathletik, Davis-cup, Reiten, Turnen, Boxen, Sixdays, Europacupfinale im Fußball, WMs und EMs, auf dem Höhepunkt schrieb die Stuttgarter Zeitung: „Der Normalbürger traut sich kaum noch, die Königstraße ohne Turnschuhe zu betreten.“ An den Kartenhäuschen häuften sich Dialoge wie dieser:

Fan: „Koi Veranstaltung heut?“

Kassenfrau: „Ausnahmsweise Ruhetag.“

Fan: „Egal, oimal Haupttribüne.“

Der Sportmuffel Rommel hätte um ein Haar sogar Olympia an den Neckar geholt. Anno '88 ließ er in Seoul, während der dortigen Sommerspiele, zur Präsentation eine Stuttgarter Foto-

„Ist Stuttgart“, wollte ein Journalist einmal wissen, „die heimliche Sporthauptstadt?“

„Die unheimliche“, korrigierte ihn der OB.



**„Grüßgott
Herr Staudt,
wie geht's?“**

**„Naja, ich
bin grad 60
geworden.“**

**„Send Se froh,
dann könntet Se
scho nemme
mit 58 sterba.“**

kulisse aus Pappe aufstellen, mit einem Nachbau des Schloßplatz-Pavillons, und die Koreaner bekamen runde Augen, als Rommel mit einem Blick auf die Uhr sagte (die Sensiblen mögen jetzt bitte kurz weghören): „In Stuttgart halten jetzt etwa zehn Penner in diesem Pavillon ihren Mittagsschlaf, aber die auch noch herzufliegen war uns zu teuer.“ Mit der Olympiade hat es dann doch nicht geklappt, aber zum Trost sind dafür die Kickers in die Bundesliga aufgestiegen und ins DFB-Pokalfinale vorgestoßen - und der VfB war zu der

Zeit sowieso nicht mehr zu stoppen.

Warum der OB das Neckarstadion trotzdem mied? Aus Fürsorge. Denn wenn er da war, haben die Roten und die Blauen meistens verloren, und Rommel zog daraus die einzig mögliche Konsequenz: „Ich beweise meine Verbundenheit durch körperliche Abwesenheit“. Wenn er vom VfB gelegentlich zur Anwesenheit gezwungen wurde, kam er mit rot-weißer Mütze samt Schal, „doch während des Spiels“, verriet sein Nebensitzer Gerhard Mayer-Vorfelder hinterher, „hat er sich auf der

Tribüne durch seine Akten gearbeitet.“ Was aber die Fakten nicht schmälerte: Unter Rommel wurde der VfB zweimal Deutscher Meister.

Auch Erwin Staudt, der letzte VfB-Meisterboss, behält den OB gut in Erinnerung. Anlässlich einer Feierstunde fragte ihn der Rommel: „Grüßgott Herr Staudt, wie geht's?“

„Naja“, stöhnte Staudt, „ich bin grad 60 geworden.“

„Send Se froh“, beruhigte ihn Manfred Rommel, „dann könntet Se scho nemme mit 58 sterba.“ ♦



**„Du
kriegst
einen
Bauchschuß,
du Drecksack!“**

Hans Kindermann erhielt mitten in der Nacht einen Notruf aus Cannstatt: „Kommen Sie sofort, wir werden von den Ereignissen überrollt!“ 1971 war das. Die Bundesliga versank im Sumpf eines Bestechungskandals. Und mittendrin vier Stuttgarter: Die VfB-Spieler Arnold, Eisele und Weiss - und der Scharfrichter Kindermann.

Abends um halb Zehn war es. Eigentlich war der Tag für Hans Kindermann gelaufen, zur Entspannung hörte er noch ein bisschen Beethoven und war gedanklich schon auf dem Sprung ins Bett, da schellte das Telefon. Der VfB-Präsident war dran, aufgeregt meldete sich Hans Weitpert aus seinem Klubheim in Cannstatt, hektisch, ja fast hysterisch.

„Was ist?“, fragte Kindermann.

„Bitte kommen Sie sofort“, flehte ihn der VfB-Chef an, „unser Spieler Arnold will ein Geständnis ablegen.“

Schlagartig verschob Hans Kindermann sein Nachtgebet, das Wort Geständnis hatte bei ihm eine elektrisierende Wirkung. Er war Strafrichter, aber zu der Zeit vor allem nebenberuflich gefürchtet als Kontrollausschussvorsitzender im Sportgericht des Deutschen Fußball-Bundes, zum „Chefankläger“ hatte ihn die Bildzeitung fast blatthoch ernannt. „Hildegard, ich muss nochmal schnell weg“, sagte er also zu seiner Frau in Vaihingen und kurvte mit glühenden Reifen hinunter ins VfB-Klubheim. Bisnachts um halb Vier hat ihm dann dort der VfB-Libero Hans Arnold erzählt, wie er sich mit seinen Komplizen Hans Eisele (Verteidiger) und Hartmut Weiss (Mittelstürmer) eine 45 000-Mark-Beute geteilt und im Gegenzug bewerkstelligt hatte, dass der VfB am 29. Mai 1971 sein Bundesligaspiel bei Arminia Bielefeld verlor.

0:1 ist es ausgegangen, wie abgesprochen. Allerdings war der Betrug eine

schwere Geburt, denn die übrigen VfB-Spieler kämpften mannhaft - und zum Entsetzen der drei Bestochenen piffte der Schiedsrichter für den VfB zwischendurch auch noch einen Elfmeter.

Was tun?

Hartmut Weiss behielt die Nerven. „Filder-Gento“ nannte man den VfB-Torjäger, nach dem berühmten Real-Linksaußen, allerdings mit einem Augenzwinkern. Denn während der kleine Spanier pfeilschnell und dribbelstark war, war der Bomber aus Bernhausen nur baumlang und kopfballstark. Jedenfalls hat sich Weiss geistesgegenwärtig den Ball geschnappt - und den Elfmeter eiskalt verschossen.

So saßen sie, ein paar Wochen später, nun also in Cannstatt im Klubheim, der fassungslose VfB-Chef, der elektrisierte DFB-Chefankläger und der untröstliche Arnold, der ihnen furchtbare Dinge erzählte über Betrug, Bestechung und wie man eine Beute gerecht drittelt. Als sich Weitpert halbwegs berappelt hatte, stammelte er: „Ich fürchte, dass wir hier nur die Spitze des Eisbergs sehen.“ Womit er verdammt richtig lag.

Wenn man als Journalist seine Leser nicht zu Tode erschrecken will, sollte man eine Erinnerung an das dunkelste Kapitel des deutschen Fußballs mit der guten Nachricht beginnen: Sowohl der VfB als auch die Bundesliga haben diese üblen Vorkommnisse, die in den Geschichtsbüchern als „Der Skandal“ verewigt sind, überlebt.

Aber fangen wir vorne an.

Am 6. Juni 1971. Der Tag sieht morgens noch aus, als könne er wunderschön werden. Ein milder, wolkenloser Sonntag ist es, wie gemalt für eine Geburtstagsparty im Garten. Der Gastgeber wird Fünzig, und Freunde und Journalisten sind da, bis hoch zum Bundestrainer. Helmut Schön nippt an einem Orangensaft, bis er plötzlich kreidebleich wird. „Bitte, bitte, keine Fragen“, fleht er noch einen Reporter an - und im nächsten Moment macht er sich aus dem Staub.

Nie ist im deutschen Fußball ein turbulenterer Geburtstag gefeiert worden als der des hessischen Südfrüchteimporteur Horst Gregorio Canellas. Es ist ziemlich genau zwölf Uhr mittags, als der Präsident der tags zuvor aus der Bundesliga abgestiegenen Offenbacher Kickers seine Gäste in den Garten führt. Auf dem Tisch steht ein Tonbandgerät von Telefunken, und Canellas drückt auf den Knopf und sagt mit heiserer Stimme: „Und nun, meine Herren, hören Sie mal.“ Es ist keine Tanzmusik, die da aus dem Lautsprecher ertönt. Canellas sorgt mit seinen Enthüllungen dafür, dass Zyniker hinterher vorschlagen, die Trikots von Fußballern statt mit der Rückennummer künftig mit ihrer Kontonummer zu beflocken.

Der Offenbacher Klubchef konfrontiert seine entsetzten Gäste mit den Mitschnitten von Telefonaten, in denen es um Bestechung geht und um konspirative Treffs korrupter Profis mit Geldbriefträgern. Kölns Nationaltor-

wart Manfred („Cassius“) Manglitz beispielsweise wünscht sich von Canellas vor dem Spiel gegen den Offenbacher Abstiegskonkurrenten Rot-Weiß Essen 25 000 Mark und droht, im Fall der Verweigerung wolle er sich „nicht besonders anstrengen.“ Als Übergabefahrzeug schlägt Manglitz „einen Mercedes 250 CE mit der Nummer von Grevenbroich“ vor. An einer Autobahnraststätte bei Bonn soll seine Frau Irma die Offenbacher Spende dann dankend entgegengenommen haben.

Weitere bekannte Stimmen sind auf dem Tonband zu hören, auch aus Berlin. Den Herthaspielern bietet Canellas einen Sack voll Geld für einen Sieg gegen Bielefeld, einen anderen Abstiegskonkurrenten seiner Offenbacher, worauf ihm Berlins Nationalverteidiger Bernd Patzke verrät: „Gestern war schon einer von Bielefeld da.“ Von denen, ergänzt Herthaspieler Tasso Wild, „bekommen wir 120 000 Mark, wenn wir sie gewinnen lassen.“ Notgedrungen verhandelt Canellas weiter, bis Wild großzügig meint: „Also, hören Sie, ich habe einen ganz duften Vorschlag. 140 000, und die Sache ist für Sie in Ordnung.“

Aber nichts war in Ordnung, denn die Bielefelder erhöhen ihr Angebot geschwind noch auf 240 000 Mark und siegen 1:0. Ihr Geldbriefträger Jürgen Neumann war mit seinem

Koffer quer durch die Republik unterwegs und sorgte dafür, daß seine Arminen beharrlich 1:0 siegten, in Schalke, gegen Köln, gegen den VfB, in Berlin. Die Offenbacher stiegen deshalb ab, der Rächer Canellas trat vor Wut eine Lawine los, und Kindermann mußte, nachdem der Früchtegroßhändler ausgepackt hatte, das faule Obst aussortieren. Sofort war ihm klar: „Wenn wir das Vertrauen nicht wieder zurückgewinnen, ist der Fußball tot.“

Hans Kindermann war im richtigen Leben Vorsitzender Richter der 5. Großen Strafkammer des Stuttgarter Landgerichts und hatte mit Mördern und Totschlägern zu tun, die Dunkelmänner des Fußballs konnten ihn nicht mehr erschrecken. „Ich bin am Ball geblieben, rücksichtslos und gnadenlos“, hat er später erzählt, „bis die Mauer des Schweigens nach und nach bröckelte und einer nach dem anderen umfiel.“

Nur die Schalker blieben lange zäh. Acht ihrer Stars, darunter die Nationalspieler Fischer, Fichtel, Rüssmann und Libuda, wurden schließlich wegen Meineids verurteilt, für lumpige 2300 Mark pro Kopf hatten auch sie ihre Spiel gegen Bielefeld verkauft. Sie bekamen ihre Strafe, und der Chefankläger seine Morddrohungen. Später hat man ihm das Bundesverdienstkreuz verliehen, vermutlich mit Nahkampfsprache. Denn vor allem nachts bimmelte sein Telefon,



Skandalsünder Eisele, Arnold und Weiss



Wie verfolgt man eigentlich als skandalgeschädigter Rentner samstags die Bundesliga?

„Videotext, Seite 252“, sagte Kindermann.

und die Botschaften hießen „Du kriegst einen Bauchschuß, du Drecksack“, mindestens aber „Heute nacht brennt dein Haus, du Sau.“ Kindermann hatte das Glück, in Vaihingen beim von den Terroristen der „Rote Armee-Fraktion“ (RAF) bedrohten Generalbundesanwalt Kurt Rebmann direkt um die Ecke zu wohnen, die Polizeistreifen liefen das Haus des Chefanklägers auch gleich mit ab.

Zur Ruhe kam er trotzdem nicht: Fast eine Million Schmiergeld floss in jenem kriminellen Abstiegskampf anno '71, zu 18 Spielen hat er ermittelt, 52 kickende Spitzbuben aus dem Verkehr gezogen, zwei Vereine verloren die Lizenz, außerdem zwei Trainer und sechs Funktionäre. „Du kommst nur noch heim“, hat ihn seine Frau verwarnet, „um die Unterhosen zu wechseln.“ Ständig musste Kindermann zu einem Verhör.

Oder nachts ins VfB-Klubheim.

„Wir werden von den Ereignissen überrollt“, hat der verzweifelte VfB-Chef Weitpert den DFB-Chefankläger an jenem späten Abend in Cannstatt empfangen. Und Hans Arnold war in den folgenden Stunden dann der erste Spieler, der im Bundesligaskandal ein volles Geständnis ablegte. Die Übergabe der 45 000 Mark fand an einer Tankstelle an der Autobahn zwischen Heilbronn und Mannheim statt. Arnold wurde nach seinem Geständnis vom VfB auf der Stelle gefeuert, ebenso Hans Eisele. Für Hartmut Weiss waren inzwischen die Stuttgarter Kickers zuständig, denn erst in den Tagen zuvor war er von den Roten zu den Blauen gewechselt, und in Degerloch führen sie den Filder-Gento im Klubarchiv seither mit der dürren Statistik: Null Spiele, null Tore.

Vom DFB bekam er drei Sündereine 15 000-Mark-Strafe und eine Sperre auf Lebenszeit aufgebrummt, die Eisele durch seinen Wechsel zum SV Donawitz in Österreich umging. Arnold profitierte später von einem DFB-Gnadenakt und bat mit einem Ausdruck glaubhafter Reue: „Ich würde mich gerne beim VfB nützlich machen. Ich könnte beispielsweise die Jugend trainieren. Denn man hängt ja an seinem Klub, für den man fast ein Jahrzehnt gespielt hat.“ Tatsächlich wurde er Ende der 1970er dann Co-Trainer unter Jürgen Sundermann,

führte die A-Jugend zur Deutschen Meisterschaft und hat sich sein Herz für den VfB bewahrt - im Mai 1991, mitten in einem Altherrenspiel in Italien, ist es dann stehengeblieben. „Arnold“, urteilte der Ermittler Kindermann beim Rückblick schuld mindernd, „hatte trotz allem noch soviel Sportsgeist, dass er versucht hat, reinen Tisch zu machen.“

Hans Kindermann hat nach jener aufwühlenden Zeit zum Fußball emotional etwas Abstand gewonnen. Jahre später, anlässlich eines Hausbesuchs, habe ich ihn gefragt: „Wie verfolgt man eigentlich als skandalgeschädigter Rentner samstags die Bundesliga?“

„Videotext, Seite 252“, sagte Kindermann.

Dort gab es immer die aktuellen Zwischenstände, und manchmal rief seine Frau: „Guck, Hans, der VfB hat ein Tor geschossen.“ Doch dann schalteten sie schnell wieder um auf ihre spannende Gartensendung im Fernsehen oder gingen spazieren. Jedenfalls hat der Chefankläger allen Morddrohungen getrotzt, 94jährig verstarb er im November 2018 friedlich im Bett, und seither ruht er zufrieden auf dem Stuttgarter Waldfriedhof. Sein letzter Satz, sagen die, die ihn kannten, soll gewesen sein: „Wir haben den Sumpf ausgetrocknet.“ ♦



**“Hallo Dunga -
Grüße aus Stuttgart!”**

Carlos Dunga war in seiner Heimat immer „O Alemão“, der Deutsche. Auf jeden Fall hat der VfB mit seinen Zuckerhut-Zauberern und Beute-Brasilianern viel Gutes erlebt und den einen oder anderen vor Freude eingemeindet. Giovane Elber, Kevin Kuranyi und Cacau tanzten sogar Samba auf Schwäbisch.

Wenn Brasilien gegen Kolumbien spielt, und das in Miami, kann man sich als deutscher Reporter normalerweise die Kugel geben beim Versuch, für ein Vier-Augen-Gespräch zum brasilianischen Trainer durchzudringen. Denn hautnah ist er umzingelt und eingekesselt von Scharen von Landsleuten, die ihm ihre Mikrofone in den Rachen stecken. Kurz: man hat keine Chance.

Wie man sie nutzt?

Auf gut Glück. Und auf Deutsch. Mitten hinein in das laute Stimmengewirr und diese undurchdringliche Menschentraube, die das Objekt der Begierde am Tag vor dem Spiel beim Training zudeckt, hebe ich fuchtelnd die Arme und schreie einfach drauflos: „Hallo Dunga - Grüße aus Stuttgart!“

Carlos Dunga streckt, wie elektrisiert, seinen Kopf aus der Traube. Wenn er Stuttgart hört, kriegt er offenbar immer noch Heimweh. Der Trainer der Brasilianer schält sich aus seiner Umzingelung, und beim anschließenden Interview hört sich sein Deutsch so passabel an wie bei unserem letzten Dialog, der fast zwanzig Jahre zurückliegt - jeden-

falls wird schlagartig wieder klar, warum ihn seine Landsleute „O Alemão“ nennen.

Dunga, der Deutsche.

Es ist kurz nach der WM 2014, und Dunga ist wieder Nationaltrainer. Das war er schon einmal, bis sie ihn nach der WM 2010 zum Teufel gejagt haben, zu deutsch war ihnen der Fußball, den er spielen ließ. Doch vier Jahre später ist er plötzlich wieder im Amt, oder besser: sieben Tore später. Denn nach dem Schock von Belo Horizonte, diesem für alle Ewigkeit unfassbaren 1:7, haben sich die Brasilianer gefragt: Was macht man, wenn man sieben Stück verpasst kriegt von den Deutschen? Was tut man, wenn die Deutschen dann auch noch Weltmeister werden? Richtig, man holt „O Alemão“ zurück.

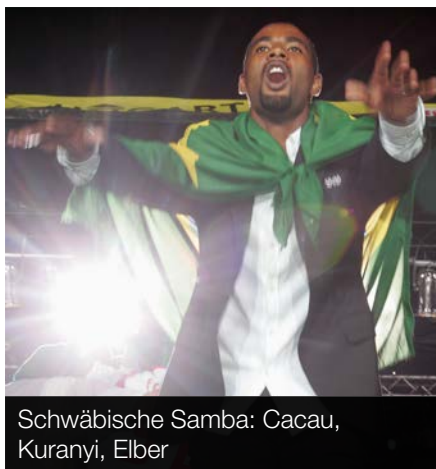
„So ist Fußball“, lacht Dunga.

Er lacht es auf Deutsch. Dunga ist nur sein Spitzname, als Kind hat er ihn bekommen, ein Onkel hat ihn damals so benannt nach einem der sieben Zwerge in „Schneewittchen“. Richtig heißt er Carlos Caetano Bledorn Verri, und das Bledorn steht für die Oma. Nach Rio Grande do Sul ist die vor lan-

ger Zeit ausgewandert und hat dem Enkel ein paar Primärtugenden aus ihrer alten deutschen Heimat sozusagen mit der Großmuttermilch eingeflößt, darunter die pragmatische Denkweise, die Dunga jetzt so beschreibt: „Drei Dinge müssen stimmen - die Resultate, die Resultate und die Resultate.“

Tags darauf zeigt sich, wie er das meint. Kurz vor Schluss zwirbelt sein Superstar Neymar vor 73 649 Faszinierten im SunLife-Stadion in Miami einen Freistoß zum 1:0 ins kolumbianische Lattenkreuz und sagt hinterher: „Der Trainer hat dieselbe Philosophie wie ich – er will gewinnen.“ Egal wie. Ein trockenes 1:0 ist Dunga lieber als ein aufregendes 1:7. Er denkt kontrolliert offensiv, er will nicht in Schönheit sterben und kehrt jetzt erst einmal die WM-Scherben weg, mit eisernem Besen.

Kehrwoche. Damals, bei unserem letzten Gespräch, ist dieses Wort auch schon gefallen, in seinem ersten Leben, als er noch Spieler war, Mitte der 90er. Er war der Denker und Lenker des VfB, und die Wohnung in Stuttgart-Sommerrain, in der mich Dunga empfing, war klein, aber voll: Der Hausherr, Frau



Schwäbische Samba: Cacau, Kuranyi, Elber



Evaniir, Tochter Gabriela, Sohn Bruno, eine Oma, der Spielervermittler Caliendo, und zwischen allen wuselte ein Pudel herum. Eine bunte Exoten-Kolonie war da zugange, und die Dolmetscherin Petra Zimmermann, die sich im Auftrag des VfB um die Dungas kümmerte, sagte: „So leicht ist das gar nicht. Brasilianer unter Schwaben, das hat seine Tücken.“

Warum?

„Weil es zum Beispiel gleich Ärger gibt“, lächelte sie sanft, „wenn die Dunga die Kehrwoche mal vergessen.“

Die Kehrwoche ist uns Schwaben heilig, sie zählt zu unseren ersten Pflichten, und ein Verstoß hat Folgen - sogar für einen Großmeister des runden Leders, der gerade als Kapitän der Brasilianer Weltmeister geworden ist und als „König Carlos“ gefeiert wird.

Ein Forschungsinstitut hat jene WM

1994 in den USA am Computer nachträglich ausgewertet, Vorlagen, Eckbälle, Flanken, Schüsse, Zweikämpfe, Laufwege. Das Ergebnis: Dunga, der Kapitän Brasiliens, war der effektivste Spieler des Turniers. Sein größter Tag war der 17. Juli 1994: Beim Finale gegen Italien in der Rose Bowl von Pasadena servierte er rekordverdächtige 120 Pässe. Beim Elfmeterschießen hat er selbstverständlich auch noch getroffen, und als er heimkam, wurde er auch beim VfB als Held gefeiert. Präsident Gerhard Mayer-Vorfelder hat ihn mittels Verdienstmedaille zum „Wasen-Carlos“ und VfB-Ehrenritter geschlagen, wofür er im Gegenzug Dungas unbezahlbares WM-Trikot mit der „8“ bekam.

Ganz Stuttgart war stolz auf den Zuckerhut-Zauberer. Und schießen konnte er auch noch, und wie. Schon in seinem allerersten Spiel für den VfB, gegen

Dortmund, hatte er eine Kostprobe abgeliefert. Dunga kam, sah und schoss. Erst traf er aus 40 Metern den Pfosten und anschließend mit einem Gewaltakt ins Schwarze und sagte: „Es war alles so neu. Ich wollte mal sehen, wie der Ball fliegt und wie der Torwart ist.“

Auf dem Platz war alles perfekt. Aber daneben gab es noch das richtige Leben, und das der Kinder. Bei Bruno, 7, lief es ganz gut. Der kleine Dunga war ein runder Bub mit strammen Schenkeln, er spielte beim VfB in der F-Jugend, und doch plagte Papa Dunga manchmal das Mitleid. „Die Kinder haben deutsche Schulkameraden“, erzählte er, „und sie spielen auch zusammen, aber nach einer halben Stunde geht die Tür wieder zu. In Brasilien bleibt die Tür immer offen. Wenn wir nach dem Urlaub aus Brasilien wieder zurück müssen, weinen die Kinder.“

„Dunga ist mein verlängerter Arm. Ein Gigant.“

Ein Sambatanz im Schwabenland kann einer auf schmalem Grat sein. Aber dass die Suche nach der Nestwärme auch problemlos verlaufen kann, hat sich dann später herausgestellt - dank Giovane Elber, Kevin Kuranyi und Cacau.

Als Claudemir Jeronimo Barreto kam Letzterer in Brasilien auf die Welt, ehe er beim VfB zum Musterbeispiel einer gelungenen Integration wurde. An der Volkshochschule Backnang hat er schnell an den Grundlagen für einen deutschen Pass geübt, und ohne Rücksicht auf den Werbeslogan der Schwaben („Wir können alles außer Hochdeutsch“) kann Cacau sogar das. Den Kosenamen „Helmut“ haben ihm die VfB-Mitspieler geschenkt, und bei der WM 2010 hat keiner die deutsche Hymne inbrünstiger gesungen als Cacau. Ein Tor hat er auch noch geschossen. „Ich bin Deutscher, von ganzem Herzen“, sagt er heute und lebt als vorzüglicher Remstaler in Korb.

Auch Kevin Kuranyi hat seine brasilianischen Wurzeln in Stuttgart felsenfest eingegraben. Er stammt aus Petropolis, einer von Schweizern und Deutschen gegründeten Kleinstadt in den Hügeln nördlich von Rio de Janeiro, auch der Schriftsteller Stefan Zweig („Schachnovelle“) hat dort bis zu seinem Selbstmord gelebt. Ein paar Straßen weiter ist später Kuranyi auf die Welt gekommen, gezeugt von einem Stuttgarter Vater und gesegnet mit brasilianischen Ballfertigkeiten. Mit Kuschhand hat der

VfB zugegriffen, als Vater Kon eines Tages in Cannstatt mit dem talentierten Filius vor der Tür stand, und auch die Bundestrainer sagten ja, beseelt von der Idee, dass uns keiner mehr schlägt, wenn sich zu unseren deutschen Tugenden auch noch der Ballzauber vom Zuckerhut gesellt. Am größten Abend der VfB-Champions-League-Geschichte war Kuranyi dann später beteiligt: Bei seinem Tor gegen Manchester United zitterte das Stadion in seinen Grundfesten, wie man das nicht mehr erlebt hatte seit dem besten aller schwäbischen Beute-Brasilianer - Giovane Elber.

Lustiger und torgefährlicher als Elber war keiner. Er war der Sambamann an der Spitze des „Magischen Dreiecks“, das ansonsten aus Krassimir Balakov und Fredi Bobic bestand. Einmal, gegen Mönchengladbach, stand es nach 75 Minuten 5:0, und im Spielrausch hat Elber gar nicht mehr auf das Tor geschossen, sondern nur noch Hackentricks, Hüftwirbel und Scherenschläge probiert. Und den alles entscheidenden Unterschied in seiner glorreichen Zeit als Bundesligatorjäger dann so beschrieben: „Wenn das Spiel schnell wird, springt den Deutschen der Ball vom Fuß – während uns Brasilianern immer noch etwas einfällt.“

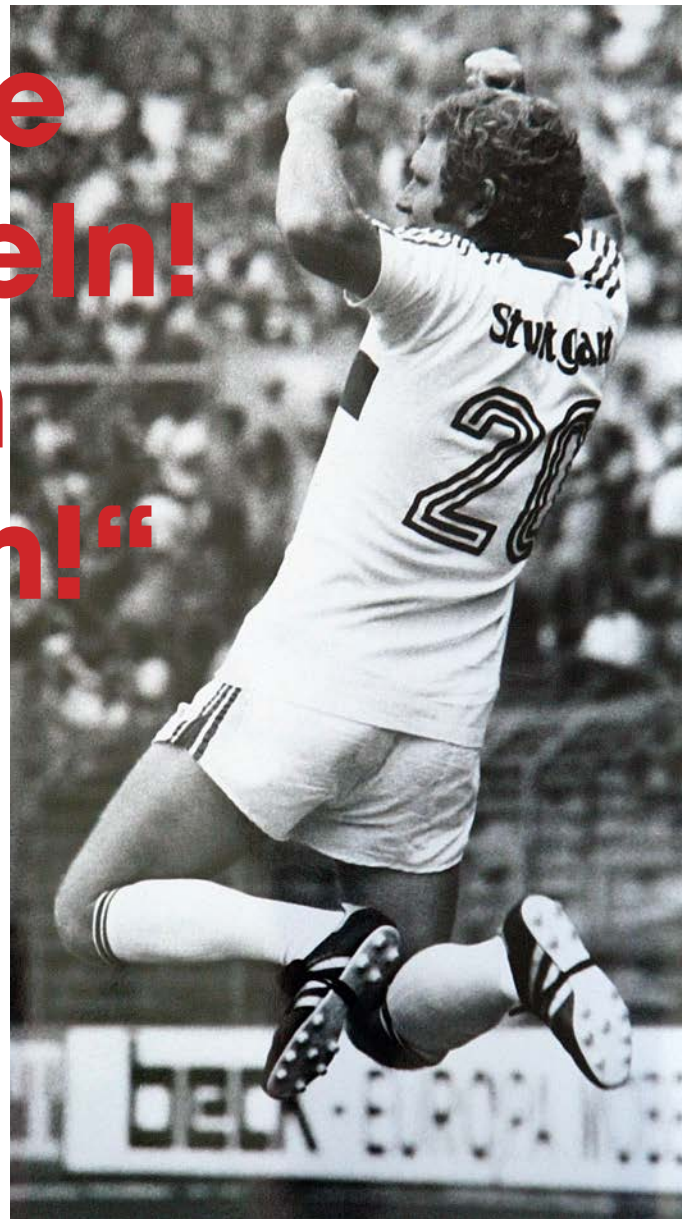
Wie Dunga. Dem sowieso. Denn er war ein Strategie.

Carlos Dunga war kein typischer Brasilianer. Er war, sozusagen nebenberuflich, auch noch ein Ärmelhochkreppler. Vor der eigenen Abwehr hat er als Staubsauger die Bälle weggefedt, die Räume eng gemacht, die Löcher gestopft, sich die Lunge aus dem Leib gerannt und nach der Eroberung der Bälle dieselben verteilt. Kurz: Dunga war das Prachtexemplar dessen, was man einen Sechser nennt, Schaltstation und Strippenzieher - bei den WM-Turnieren 1990, 1994 und 1998 war er das Hirn der Brasilianer, und auch Christoph Daum, sein Trainer in Stuttgart, ist in Ehrfurcht vor ihm niedergekniet: „Dunga ist mein verlängerter Arm. Ein Gigant.“

Jedenfalls ist der VfB mit Dunga Weltmeister geworden. Und mit Cacau Deutscher Meister. Und mit Elber Pokalsieger. Und wenn man einen VfB-Fan, der alt genug ist, zu den Vorzügen seiner Zuckerhut-Zauberer befragt, wird er auf Berti Vogts verweisen, der als Bundestrainer todtraurig gesagt hat: „Verglichen mit den Brasilianern bewegt sich ein Deutscher wie ein Kühlschrank.“ ♦

“Klubräume ausschwefeln! Eiterbeulen ausdrücken!”

Jürgen Sundermann wurde zum Wundermann, Dieter Hoeneß zum Schwabenpfeil, und Ottmar Hitzfeld schoss sechs Tore an einem Tag. „Nie mehr zweite Liga!“, zittern die VfB-Fans jedes Jahr - aber sie vergessen vor lauter Angst, dass der erste Absturz damals, anno '75, direkt ins Paradies führte.



Wir Schwaben sind ein eigenartiges Volk: Wir werden dafür gefürchtet, dass wir keine Angst haben - aber sobald dem VfB wieder der Abstieg droht, fangen wir an zu schloddern.

Und zu fluchen. Und zu bruddeln. Schwäbisch ist die Sprache, die Gott im Zorn erschaffen hat, oder Thaddäus Troll in seinem Schimpfkalendar. Hornochsa und Rufamichel steht dort, Herghoffene und Bähmulla, oder Schmotzkittel und Schtenkschtiefel. Besonders zornige VfB-Fans erinnern sich auch an Max Strecker, der im Sketch zu Willy Seiler sagt: „Groß kotza wella ond net kotza kenna.“ Auf Hochdeutsch: Der VfB will jedes Jahr die Ärmel hochkrempeln, verwechselt stattdessen aber die Beine.

Die VfB-Gründerväter drehen sich jedenfalls nach jedem Abstieg im Grab um und stauchen vor Wut mit gestrecktem Bein gegen den Sargdeckel, und der Rest der Fußballschwaben brüllt sich mit dem gestreckten Mittelfinger den Frust aus der geballten Faust wie nach dem vorläufig letzten Abstieg. An einem trostlosen Relegationsabend war das, gegen Union Berlin.

Nicht einmal Nervenärzte sind danach noch mit sich klar gekommen. Gleich nach dem Schlusspfiff hat sich Dr. Thomas M. mit einem Foto aus dem Stadion in Köpenick gemeldet. Er ist Neurologe und Psychiater, der treueste Dauerkartenbesitzer unter den VfB-Getreuen und mein treuester Leser,

und an der Bande des Stadions an der Alten Försterei hat er einen Wandspruch des Kultdichters Nick Hornby („Fever Pitch“) entdeckt und mit letzter Kraft abfotografiert. Der Satz tut weh: „Ich verliebte mich in den Fußball, wie ich mich später in Frauen verlieben sollte: plötzlich, unerklärlich, unkritisch und ohne einen Gedanken an den Schmerz und die Zerrissenheit zu verschwenden, die damit verbunden sein würden.“

Doc M. ist gebürtiger Heselacher, vom Bihlplatz, im Volksmund Ochsenplatz, und vermutlich scheut er deshalb keine Ochsentour mit dem VfB, egal wohin. Aber an dem Abend hat ihn die Sinnkrise gepackt. Mit der Selbsttherapie bekam er seine Zerrissenheit nicht mehr geregelt, das Kartenhaus der hohen Erwartungen ist jäh über ihm zusammengekracht. „Das viele Geld“, bruddelte er, „hätte der VfB genauso gut zum Fenster rausschmeißen können, dann hätten wir es wenigstens flattern sehen.“ Das ist wahrer Schmerz, viele VfB-Fans werden beifällig dazu nicken - und deshalb ist es höchste Zeit für den Zwischenruf: Ruhig Blut, Leute!

Denn so ein Abstieg hat auch seine Schokoladenseite. Schon dreimal ist der VfB in diesen Genuss gekommen, aber der schönste war der erste. Hier schreibt einer der letzten Überlebenden dieses VfB-Abstiegs anno '75, aber vor allem ein Augen- und Zeitzeuge der wunderbaren Wiederauferstehung danach, und wer jetzt weiterliest, wird in der Vorfreude auf den nächsten Abstieg

vor Rührung feuchte Augen bekommen - auf alle Fälle verliert aber die Zweite Liga schlagartig ihren Schrecken.

Zugegeben, der Anfang war schwierig. Zur Cannstatter Weltuntergangsstimmung passte damals der dringende Rat von Trainer Albert Sing an seinen Präsidenten Gerhard Mayer-Vorfelder: „Klubräume ausschweifeln, Eiterbeulen ausdrücken!“ Für die Umsetzung dieses anspruchsvollen Konzepts war die Stunde Null ideal, allerdings war der Weg zunächst steinig. Zangengeburt wäre zu wenig gesagt, es drohte ein Kaiserschnitt, und am besten fangen wir mit dem Schriftstück an, zu dem sich Mayer-Vorfelder gleich als frischgebackener Zweitligistgezwungen sah. Am 27. November 1975 hackte der VfB-Boss die folgende Kriegserklärung an Professor Bausch, den Chef des Süddeutschen Rundfunks, in seine Schreibmaschine:

„Sehr geehrter Herr Intendant, ich möchte Sie über einen Sachverhalt unterrichten, der zu einer Auseinandersetzung zwischen der Sportredaktion Ihres Hauses und dem VfB Stuttgart geführt hat. In der Sportsendung 'S 3' am Sonntag, den 16. November 1975, berichteten die Sportredakteure Million und Kaiser über das Spiel des VfB Stuttgart gegen Schweinfurt 05. Im Zuge einer Konferenzschaltung bemerkte Herr Million unter anderem, daß er sofort wieder an das Funkhaus zurückgebe, da dieses Spiel des VfB keine Sekunde Sprechzeit mehr wert sei. Im gleichen Zusammenhang gab Herr Kaiser einen

„Witz“ zum besten, wonach in Zukunft an den Wurstständen vor dem Neckarstadion Hundefutter verkauft würde, da sowieso nur noch „blöde Hunde“ zu den Spielen des VfB gehen würden.“

Seinem Zweitnamen Mayer-Vorderlader machte der VfB-Chef an dem Tag erstmals Ehre - aber andererseits: Durfte man Gerd Million und Klaus Kaiser wirklich vorwerfen, dass sie sich mit der bitteren Wahrheit und nichts als der Wahrheit aus dem Stadion meldeten?

Der Start war trostlos. Der Trainer hieß Istvan Sztani, und weil der Ungar ein berühmter Meisterspieler der Frankfurter Eintracht von 1959 war, hingen die VfB-Profis an seinen Lippen. Doch seine Ansprachen wollten einfach nicht enden, „und irgendwann“, erinnert sich Ex-Mittelfeldmann Helmut Dietterle, „haben die Spieler in den hinteren Reihen angefangen, ihre Lottozettel auszufüllen.“ Kurz danach, keiner weiß warum, warf sich VfB-Torwart Rene Deck den Ball bei einem Abwurf ins eigene Tor, mittels einer bis dahin im Fußball nie gesehenen Pirouette, und von da an ging's bergab. Bald wurde Sztani gefeuert, und der alte VfB-Meistertorwart Karl Bögelein übernahm als Nottrainer.

Mitten hinein in die finstere Krise platzte dann der 1. Mai 1976, der alles veränderte. Der VfB verlor diesmal beim SV Waldhof, und in der Ecke des dortigen Klublokals sah der Jungreporter B. bei Halbzeit plötzlich einen Lockenkopf und wusste sofort wieder: 1960, Neckarstadion, 2:1 gegen Chile.

Ich saß als Bub in der Cannstatter Kurve, und ein Bub vergisst keinen Helden seiner Kindheit. „Was führt Sie hierher?“, fragte ich meinen alten Helden. Der war zu der Zeit noch ein schlechter Lügner und schenkte mir einen Exklusivknaller in Form der Überschrift: „Jürgen Sundermann wird VfB-Trainer.“

Was gar nicht einfach war, denn der VfB war, so Geschäftsführer Ulrich Schäfer, „arm wie eine Kirchenmaus“. In Genf, wo Sundermann bis dahin Servette trainierte, wurde die Vertragsunterschrift schließlich begossen in einem Spätlokal namens „Moulin Rouge“ - und als der Kellner mit der zweiten Flasche Schampus ankam, lotste Schäfer den VfB-Boss erschrocken aufs Klo und fragte: „Gerd, hosh Du no Geld im Sack?“ Wen MV dann angepumpt hat, weiß bis heute keiner.

Bevor der VfB im Sturm die Zweite Liga eroberte, musste er aber erst noch durch den Tiefpunkt seiner Vereinsgeschichte, ein 2:3 gegen den SSV Reutlingen vor 2500 fassungslosen Augenzeugen. Fred Hoffmann war Reutlingens Trainer, und sein berühmtester Satz („Ab morgen wird das Rasieren teurer, weil die Gesichter länger geworden sind“) hat nie besser gepasst als an jenem historisch wertvollen 22. Mai 1976. In den Katakomben des Neckarstadions ahnte Mayer-Vorfelder: „Wenn ich künftig noch Freikarten verschenke, riskiere ich Beleidigungsklagen.“ Der VfB beendete die Saison in den Abgründen der Zweiten Liga, auf Platz 11.



Dann fing Sundermann an. Er war kaum älter als seine jungen Wilden Karlheinz Förster (17) und Hansi Müller (18) zusammen, und in sein VfB-Konzept „Jugend forscht“ passte auch der Schwabenpfeil. Dieter Hoeneß, der große Blonde, war kein Pele. Als Torjäger hatte ihn der VfB vom VfR Aalen geholt, aber schnell wollte VfB-Vizepräsident Gerd Renz resignieren („Vielleicht kann man einen Vorstopper aus ihm machen“). Fußballästhetisch betrachtet war Hoeneß kein ungetrübtes Vergnügen, einmal verriet mir sein Mitspieler Dietterle: „Wenn du mit dem Dieter Doppelpass spielen willst, musst du ihn anschießen.“ Als es anderntags in der Zeitung stand, war der Teufel los, und Hoeneß hat uns nur deshalb nicht verklagt, weil es die Wahrheit war.

Das wusste auch Sundermann. Aber noch mehr wusste er, was an Kraft und unbändigem Willen in Hoeneß steckte, und wie er ihn zur Höchstleistung kitzeln konnte. Sundermann war dies-

„Geht raus und fress Gras!“

bezüglich ein schlaues Schlitzohr. Einmal, in der Saison nach dem Aufstieg, nahm er mich am Ärmel und verriet mir verschwörerisch: „Lassen Sie meinen Namen weg, aber ich stelle Hoeneß jetzt nicht mehr auf, der braucht dringend eine Pause.“ Dankbar gab ich die Neuheit ohne Erwähnung der Quelle brühwarm an die Öffentlichkeit weiter, und im folgenden Spiel fehlte Hoeneß tatsächlich. Bei Halbzeit stand es 0:1. Hochmotiviert lief sich der Schwabenpfeil warm, wurde eingewechselt, drehte das Spiel, Endstand 3:1 - und vor der Presse sagte Sundermann: „Dieter hat die richtige Antwort gegeben auf die übertriebene Kritik in der Zeitung.“

Man konnte ihm aber nicht lange böse sein. Er war der Wundermann. Er hat den VfB wieder auf die Beine gestellt. „Wahnsinn war dat“, träumte sich Sundermann für den Rest seines Lebens in die glorreiche Zeit zurück, „die Jungs taktierten nicht. Die konnten das gar nicht. Die wollten immer nur alles niedermachen, offensiv, optimistisch, hemmungslos.“

Nur einmal ergab sich noch die Gefahr, dass beim Höhenflug der jungen Wilden zurück in die Bundesliga der Blitz einschlägt - vor dem Auswärtsspiel bei Bayern Hof. Hansi Müller musste als Abiturient an jenem Samstagmorgen noch in die Schule, wurde mittags mit

einer wackligen Cessna von Echterdingen nach Hof geflogen, und weil noch ein Platz frei war, flog ich mit, hinein ins dickste Sauwetter. Dass wir im Blindflug am Ende nicht ins Flakfeuer der DDR-Grenzschrützer gerieten, war purer Zufall, und sicherheitshalber hat Sundermann seinen Jungstar dann nicht aufgestellt, worauf der VfB prompt verlor. Zurück ging es abends im Mannschaftsbus, und auf Höhe Nürnberg packte Ottmar Hitzfeld neben mir die Sporttasche aus und sagte ohne Rücksicht auf die unverdauliche Niederlage: „Essen müssen wir trotzdem was.“ Und dann putzten wir die Wurstbrote weg, die Beatrix Hitzfeld zuhause mit Senf und Liebe bestrichen hatte. Grundsätzlich galt gegen den Hunger beim VfB aber weiter der Kabinenschrei von Sundermann: „Geht raus und fress Gras!“

Der Trainer ging voran. Es gibt ein Foto, wie er flach wie eine Flunder vor der Bank liegt, im Gras, Oberkante Unterlippe, und wenn ihm einer einen Salatessig gereicht hätte, hätte er es gefressen. Sundermann stürmte mit, synchron zum Linienrichter, und auf der Tribüne liefen Wetten: Wann macht er einen Einwurf, wann schlägt er seine erste Ecke? Deutschland hat sich seinerzeit gestritten, wer die größere Show ist, der Trainer Sundermann am Spielfeldrand – oder seine Frau Monika in „Dalli Dalli“ im ZDF als Assistentin von Hänschen Rosenthal, der immer in die Luft sprang und rief: „Das war Spitze!“. Vor allem der VfB war Spitze. Der Dich-

ter Walter Jens sagte einmal: „Wenn ich den letzten Goethe-Vers vergessen habe, werde ich den Eimsbütteler Sturm noch aufzählen können.“ Aber das war alles nichts gegen die VfB-Aufstellung vom 13. Mai 1977: Roleder - Martin, Elmer - Schmider, Holcer, Förster - Hitzfeld, Ohlicher (59. Dietterle), Hoeneß (46. Beck), Müller, Jank.

Es war ein Freitag der Dreizehnte, aber nur für Jahn Regensburg, denn 8:0 ist es ausgegangen, mit sechs Toren von Hitzfeld - bis heute ist dieser Six-Pack Deutscher Rekord im bezahlten Fußball. Das letzte Spiel bei Eintracht Trier war dann nur noch Formsache. Mit Erich Baumann, dem Weltmeister der Sportfotografen, fuhr ich hin, kurz vor dem Stadion aßen wir zu Mittag, und am anderen Tisch droschen drei VfB-Fans einen Skat. „Vergesst d's Spiel net“, mahnte Baumann, „noi, noi!“, schrien alle, aber als wir abends auf der Rückfahrt in derselben Kneipe zum Vespers wieder anhielten, saßen sie immer noch da und empfingen uns mit Gebrüll: „Nie mehr zweite Liga!“ Für Stuttgarts Fußball war sie damals aber der Ort der Wiedergeburt. Der VfB stieg wie Phönix aus der Asche und machte die Bundesliga verrückt, mit 55 000 Zuschauern im Schnitt, die am Neckar Wunderkerzen anzündeten.

Das ist es, was wir hier kurz loswerden wollten, damit die VfB-Fans ihre Angst vor dem Abstieg verlieren - und nicht weiterhin glauben, dass die Zweite Liga der Friedhof des Fußballs ist. ♦



**“Überfallen
Sie notfalls
eine Bank,
aber kaufen
Sie ihn!”**

Ralf Rangnick ist Stuttgarts verlorener Sohn. Erst war er VfB-Spieler. Dann wollte er als Trainer dem VfB seine moderne Taktik beibringen. Aber dummerweise hat selten einer auf ihn gehört - nicht einmal, als er als VfB-Talentspäher in Brasilien den jungen Ronaldo zaubern sah und aufgeregt zum Telefon griff.

Vor ein paar Jahren war der VfB auf der Suche nach einem Trainer. Der Präsident war Bernd Wahler, und er sagte sich mit Goethe: Warum in die Ferne schweifen, wenn das Glück liegt so nah?

Nach Backnang ist er also gefahren. Das heißt, erst einmal hat er mit Backnang telefoniert. Das Objekt seiner Begierde war gerade auf Besuch in der alten Geburtsstadt, und Wahler appellierte an seine Wurzeln und seine Heimatgefühle - und weil der andere sein Herz immer noch auf dem rechten Fleck hat, also auf Höhe des Brust-rings, lud er den VfB-Chef zum Kaffee ein. Zu einem Comeback in Cannstatt wollte Wahler seinen Wunschtrainer überreden. Aber der hat ihm dann nicht nur einen starken Kaffee, sondern auch reinen Wein eingeschenkt: „Es gibt im Moment keinen Grund, warum ich RB Leipzig verlassen sollte. Ich fühle mich hier pudelwohl.“ Von „Klein-Venedig“ hat er geschwärmt, er wohnte nahe der weißen Elster, mit Bootshaus und Bootsanleger, und selbst wenn ihm der VfB den Neckardampfer „Berta Eppe“ als Hausboot versprochen hätte, wäre er nicht rückfällig geworden. Wahler fuhr also unverrichteter Dinge wieder heim - und es war der vermutlich letzte Versuch, den verlorenen Sohn heimzuholen.

Ralf Rangnick und der VfB. Das ist eine lange Geschichte, und eine traurige, das Glück sucht sich oft seine eigenen Wege. Rangnick war Spieler

bei den VfB-Amateuren, Trainer der VfB-Jugend und VfB-Trainer in der Bundesliga, aber sein Heldendenkmal steht in anderen Städten: Ulm, Hannover, Schalke, Hoffenheim, Salzburg, Leipzig. Von dort ist er schließlich zu Manchester United gegangen, ehe er Nationaltrainer in Österreich wurde. Nach einem Happyend beim VfB sieht es nicht aus. Blöd gelaufen.

Immer wieder.

Am besten fangen wir mit einer Geschichte an, die im April 1994 spielt und sich liest wie ein Aprilscherz. Rangnick ist zu der Zeit VfB-Nachwuchschef, und weil er ein Adlerauge für Talente hat, lässt ihn Manager Dieter Hoeneß zu sich kommen. „Ralf, Sie müssen nach Brasilien“, sagt Hoeneß, „es gibt dort einen 17jährigen, der soll richtig gut sein.“ Rangnick fliegt sofort los, und der Rohdiamant schießt prompt zwei Tore und bereitet zwei weitere vor. Nach dem Spiel trifft man sich im Hotel, der Talentierte schenkt Rangnick sein Trikot von Cruzeiro Belo Horizonte, Rangnick schenkt ihm im Gegenzug ein VfB-Trikot - und das Wunderkind sagt durch seine Zahnspace: „Es wäre mir eine Ehre, für Stuttgart zu spielen.“

Rangnick erinnert sich: „Sechs Millionen Dollar hätte der Junge gekostet. Ich habe zu Hoeneß gesagt: Überfallen Sie notfalls eine Bank, aber kaufen Sie ihn.“ Der VfB, als sparsamer Schwabe, winkt ab. Ein paar Tage später zahlt der PSV Eindhoven die sechs Millionen, und kurz danach ist der 17jährige als

„El Fenomeno“ der beste Stürmer seiner Zeit - aus dem Talent mit der Zahnspace wird der große Ronaldo. Soviel zum zweitgrößten Fehler des VfB.

Der Größte?

Der VfB hat, ein paar Jahre später, auch das Potenzial von Rangnick nicht erkannt, sondern ihn als Cheftrainer vom Hof gejagt. Dabei sprachen die Sachverständigen mehrheitlich vom größten Talent des deutschen Taktik- und Trainerwesens. Aber in der ersten Krise ließ der VfB den Hochbegabten fallen, und Ohrenzeugen erinnern sich, wie ein höherer Funktionär sogar das Wort „Amateur!“ durch die Stadion-Katakomben fluchte.

Der VfB hatte keine Geduld. Und er hatte Krassimir Balakov. Der bulgarische Weltstar war am Ball immer noch ein Genie, aber lauftechnisch nicht mehr der Jüngste, er dachte inzwischen eher vorwärts als rückwärts. Als ihn Rangnick gegen 1860 München auswechselte, schleuderte ihm der Gegendmütigte das Götz-Zitat an den Kopf und wiegelte das Stadion gegen ihn auf. „Rangnick raus!“, brüllte das Volk.

Das war der Tag, an dem der Sohn verloren ging.

Rangnick war kein Gewöhnlicher. Mit 25 machte er an der Sporthochschule Köln als Lehrgangsbester die Trainerlizenz, mit Einkommens, und als schwäbisches Tüftler a la Bosch und Daimler wurde er für den deutschen Fußball kurz vor der Jahrtausendwende zum Erfinder der modernen Taktik.



Der Anfang vom Ende: Rangnick, Balakov

Bis dahin bevorzugten deutsche Trainer den Nahkampf mit Mandndeckung und Ausputzer und verließen sich im Übrigen auf die Strategie von Franz Beckenbauer aus dem Kaiserreich: „Geh't's raus und spielt's.“ Rangnick, der Revoluzzer, räumte radikal damit auf. Sein Konzept war die ballorientierte Raumdeckung mit Viererkette, aggressivem Pressing zur Balleroberung und rasantem Umschaltspiel in höchstem Tempo. Er nahm den Gegnern quasi die Luft zum Atmen und die Lust am Zaubern - kurz: den Ball weg, noch ehe sie ihn hatten.

Rangnick kam, sah und siegte. Er trainierte seinen Heimatklub Viktoria Backnang von der Bezirks- in die Verbandsliga hoch, zwang dann den SSV Reutlingen zum Höhenflug, und der SSV Ulm 1846, den er in der dritten Liga übernommen hatte, endete gar in der Bundesliga. Ganz Deutschland staunte, als „Prof. Dr. Rangnick“ (so der alte Meistermacher und „Bild“-Bundesligameister Max Merkel) eines Abends im ZDF-Sportstudio sein innovatives System mit Kreide an eine Schultafel malte. Spontan soll die Frau von Bundestrainer Ribbeck vor dem Fernseher gesagt haben: „Mensch, Erich, warum lässt Du nicht so spielen?“

Inspirieren ließ sich Rangnick vor allem von Waleri

Lobanowski. Der Ukrainer war der Taktik-Guru jener Zeit, mit Dynamo Kiew mischte er an der Spitze Europas mit, und Mitte der 1980er begrüßte der Jungtrainer Rangnick seinen Lehrmeister zu einem Freundschaftsspiel in Backnang und war baff: „Ich hatte ständig das Gefühl, dass wir gegen 13 oder 14 Mann spielen.“ Wenig später, beim EM-Halbfinale 1988 im Stuttgarter Neckarstadion, bedauerte Rangnick dann die Italiener, die gegen Lobanowskis Dynamo-Team (das diesmal als sowjetische Nationalelf aufstieg) ähnlich chancenlos untergingen. Später bezog Lobanowski mit Dynamo Kiew gelegentlich ein Trainingslager in der Sportschule Ruit, und Rangnick genoss noch als VfB-Cheftrainer gerne den Anschauungsunterricht auf den Fildern.

Der VfB hat davon nicht mehr profitiert, denn kurz danach wurde Rangnick entlassen. Den Kontakt nach Stuttgart hat er dann auf seine Art gehalten, indem er beispielsweise das U-19-Talent Joshua Kimmich, dem der VfB den Durchbruch nicht so recht zutraute, zu RB Leipzig lotste. Eine ganze Karawane mit alten VfB-Schwaben hat Rangnick zu sich nach Leipzig geholt, die Spieler Marvin Compper, Rani Khedira, Davie Selke und Timo Werner, die Jugendleiter Schrof und Albeck, die Taktik- und Talentexperten Groß und Geiger, oder die Nachwuchstrainer Leicht, Spilewski, Blessin und Sebastian Hoeneß (der auf höherer Ebene dann später wieder den VfB-Rückweg gefunden hat). Als die Assistentin des Jugendleiters Schrof dem Schreiber hier einmal das neue Leipziger Klubzentrum zeigte, verriet sie: „Wir essen hier auch gerne Maultaschen, und Linsen und Spätzle.“

**Als ein Nachfolger für
Bundestrainer Jogi
Löw gesucht wird, sagt
Christoph Daum:
„Klopp oder Rangnick.“**



**„Ich muss
Bescheidenheit spüren.
Ich achte auf den
Händedruck. Wie
schaut er mich an?
Hat er Geschwister, wie
spricht er über sie? Was
bestellt er zu essen?“**

Der einzige VfB-Trost ist der, dass Rangnicks Klasse auch vom DFB nie genutzt wurde. Als ein Nachfolger für Bundestrainer Jogi Löw gesucht wurde, meinte der alte Meistermacher Christoph Daum im Namen vieler: „Klopp oder Rangnick.“ Jürgen Klopp war gebunden - und der DFB hat dann der Einfachheit halber Hansi Flick genommen.

Denn Rangnick ist nur halb so pflegeleicht. Konsequenter geht er seinen Weg, und schlimmstenfalls kompromisslos. Einmal war er sich mit dem AC Mailand schon einig, er sollte dort das tun, was er am besten kann, also eine neue, junge Mannschaft aufbauen. Bis ihn dann der Milan-Sportchef anrief und ungefähr sagte: „Paß auf, Ralf, bevor Du anfängst, würden wir für ein paar Monate gerne noch Zlatan Ibrahimovic holen.“ Der alte Schwede? Rangnick war bedient. „Das ist“, sagte er, „als ob ein Veganer nochmal schnell an den Fleischtopf geht.“

Altstars sind, spätestens seit seinem Erweckungserlebnis mit Balakov, nicht Rangnicks Ding. Von der französischen Nachrichtenagentur AFP wurde er einmal gefragt, ob er Lionel Messi oder Cristiano Ronaldo nach Leipzig holen würde, was er spontan verneinte: „Das ist nicht unsere Philosophie.

Zu alt.“ Mit Ronaldo hat er es später bei Manchester United trotzdem nochmal gewagt - und sich die Finger verbrannt.

Mit den jungen Hungrigen tut Rangnick sich leichter. Haaland hat er entdeckt, Kimmich, Upamecano, Mane, und so weiter. Fast hätte er auch Kylian Mbappe nach Leipzig geholt, als der Franzose 16 war, „zweimal habe ich ihn und seine Eltern getroffen“. Ehe er einen Spieler verpflichtet, will Rangnick ihn fühlen. „Ich muss Bescheidenheit spüren. Ich achte auf den Händedruck. Wie schaut er mich an? Wie ist sein Elternhaus? Hat er Geschwister, wie spricht er über sie? Was bestellt er zu essen?“ Ganz ähnlich verfährt auch die Industrie bei wichtigen Personalien: Der Kandidat wird zum „Gabeltest“ geladen, also zum Essen, und danach weiß man, ob er schlürft.

Bei Ronaldo, dem mit der Zahnsperre, hätte Ralf Rangnick allerdings eine Ausnahme gemacht, den hätte er blind genommen. „Ich habe jetzt aber immerhin sein Trikot“, sagt er. Der VfB dagegen ist leer ausgegangen. Vermutlich war der Visionär aus Backnang damals einfach noch zu jung.

Heute würden sie auf ihn hören. ♦



„Erich, willsch mit in d'Adolf-Hitler-Kampfbahn?“

Erich Retter war ein Eckpfeiler des glorreichen VfB der 1950er Jahre, brachte es als veränderter WM-Held von Bern zu trauriger Berühmtheit und fragte an seiner Tankstelle am Neckarstadion immer: „Volltanken?“ Zu seinem ersten Länderspiel in Stuttgart kam er aus Plüderhausen - und das Stadion hieß noch anders.

An guten Tagen laufen einem als Journalist die Geschichten zu. Man sitzt dann beispielsweise im Stadion in einer stillen Ecke bei Maultaschen und Kartoffelsalat, und plötzlich nähert sich ein höflicher älterer Herr und fragt: „Zu zwoit lässt sich's besser schwätza – isch es gestattet, dass ich mich zu Ihnen setze?“

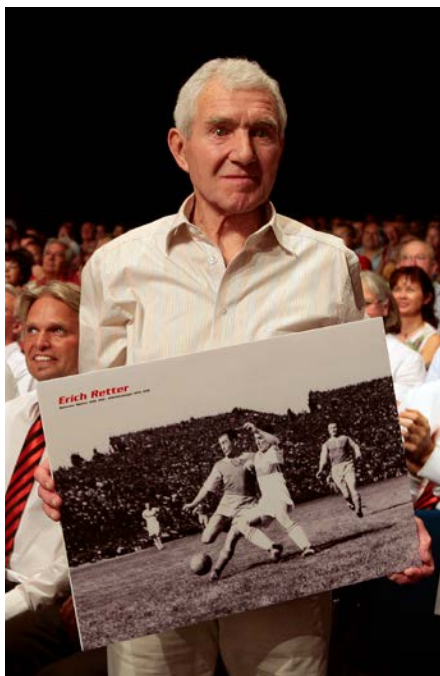
„Ich bestehe darauf“, antwortet man darauf als gleichfalls gut erzogener Schwabe - und schüttelt, ohne es zu ahnen, im nächsten Moment einem Stück Stuttgarter Fußballgeschichte die Hand.

Die Erleuchtung kommt zwei Maul-

taschen später: Mensch, den kennst du, das ist doch, aber ja. Nur war er damals halt dreißig Jahre jünger. Und schon damals hat er eine höfliche Frage gestellt, kurz und knapp: „Volltanken?“ Drüben war das, an der Mercedesstraße, zwischen Stadion und Cannstatt, wo Erich Retter seine Tankstelle hatte. Jetzt sitzt er über seiner heißen Roten mit Senf, es ist Anfang August 2011, die neue Mercedes-Benz-Arena wird eingeweiht, und das alte Käpsele erzählt aus den goldenen 50er Jahren mit dem VfB. Deutscher Meister 1950 und 1952, Pokalsieger 1954 und 1958 (da hat er zwar

das Endspiel verletzt verpasst, aber es gilt) - und, ja, Weltmeister 1954 war er. Wenigstens ein bisschen.

Nie hat er den Tag vergessen, an dem er vom Himmel in die Hölle stürzte. Basel, 25. April 1954. Noch morgens war alles prima. Er war in der Nationalmannschaft Sepp Herbergers rechter Verteidiger, er war gesetzt, dieses Länderspiel gegen die Schweiz war sein zwölftes am Stück. Und immer war er ein sicherer Rückhalt gewesen, der Rundfunkveteran Gerd Krämer hat es in seinem Nachkriegsbestseller „Im Dress der elf Besten“ so festgehalten:



„Retter betrachtet seinen Namen als Omen.“

Und dann das. Retter: „Mitte der ersten Halbzeit ist es passiert. Mein Gegenspieler, Linksaußen Fatton, nimmt den Ball an, zieht mit Tempo nach links, dann nach rechts, ich mach' die Drehung mit – und bleib' mit dem Stollen im Rasen hängen.“ Ein Stich, ein Schmerz, ein Schrei. Erich Deuser, der DFB-Masseur, legt dem Verletzten Alkoholumschläge ums Bein, aber ein Schnaps, ex hinter die Binde gegossen, würde dem Pechvogel in dem Moment eher helfen. Knie kaputt. Noch am selben Abend fährt ihn sein VfB-Trainer Schorsch Wurzer von Basel nach Hause, und als die Schwellung dann weg ist, wird er im Carl-Olga-Hospital operiert. Meniskus, sagte der Art.

„Meniskus? Was das ist, wusste damals keiner“, erinnert sich Retter. „Ich hab' also zum Arzt gesagt: Ich will diesen Meniskus sehen. Und er hat ihn mir gebracht. In einem Gläschen, in Alkohol. Ich hab ihn mir auf den Nachttisch gestellt.“

Die erste Zeit nach dem Unglück war die reine Tortur, für Knie und Seele. Kurz danach begann die WM 1954 in der Schweiz, und der frisch Operierte kam sich vor wie vom Schicksal bestohlen. Im Radio musste er sich die Spiele anhören, und zweimal ist er auch hingefahren, „zum Finale in Bern hat mich Dr. Fritz Walter, der VfB-Präsident, morgens im Auto mitgenommen.“ Hinterher musste der Doktor als DFB-

Funktionär zum Siegerbankett und Retter schauen, wie er per Anhalter wieder nach Hause kam.

„Man kann die Zeit nicht zurückholen“, sagt der verhinderte Held von Bern. Jetzt, ein Leben später, beißt er 86jährig in seine heiße Rote und freut sich („Ein Schmuckstück“) über das runderneuerte Stadion, auch wenn es nicht mehr Neckarstadion heißt. Es war sein Zuhause, hier hat er sein Leben verbracht - von 1947 bis 1962 hat er darin verteidigt, und ansonsten als Fan darin gezittert.

Nein, beim ersten Stuttgarter Länderspiel noch nicht, denn das war schon 1911, und außerdem war es in Degerloch auf dem Kickersplatz. Auch das zweite anno 1924, auf dem Sportclubplatz, kam noch zu früh, doch dann ging es Schlag auf Schlag: Im Remstal kam der kleine Erich zur Welt, in Cannstatt wurde das neue, große Stadion gebaut - und 1937 schrie ein verheißungsvoller 17jähriger Jungkicker vom SV Plüderhausen aufgeregt ja, als der örtliche Tankstellenbesitzer ihn fragte: „Erich, willstsch mit in d' Adolf-Hitler-Kampfbahn?“

„5:1 gegen Kroatien“, erinnert sich Retter und vergisst es nie.

Beim nächsten Mal kam er dem Gras im Innenraum bereits wesentlich näher. Die Arena hieß jetzt Neckarstadion, und nicht mehr auf den Rängen ist Retter gestanden, sondern „auf der Aschenbahn gehockt, vor der Haupttribüne“ – an jenem historisch wert-

vollen 22. November 1950, der Rückkehr der ausgestoßenen Deutschen in die Länderspielwelt. „Ein Sauwetter war's, den ganzen Tag hat's gegossen“, erinnert sich Retter an das 1:0 gegen die Schweiz, „und gegenüber hatten sie Stahlrohrtribünen aufgebaut.“

Atemberaubende 103 000 Zuschauer quetschten sich gegenseitig warm. Die Deutschen hatten das Elend satt, sie wollten mal wieder jubeln, im Bahnhof war der Teufel los, die Sonderzüge rollten aus allen Ecken der zerbombten Republik heran, der Stehplatz kostete eine Mark, der Sitzplatz dreifünzig, und wenn einer einen Eckball treten wollte, musste er erst die Zuschauer von der Eckfahne wegschieben.

Das erste Tor in der Stunde null war ein Elfmeter, und keiner wollte schießen. „Auf geht's, Budde!“, flehten die Kameraden, weil Verteidiger Herbert Burdinski schon ein paar Kriegsländerspiele sowie Frontbewährung auf Führerbefehl hinter sich hatte. „Da bin ich eben“, hat uns der Tapfere später erzählt, „die 60 Meter nach vorne durch den Morast gewatet und hab' den Ball unter die Latte gesetzt.“ Doch lange war Budde nicht mehr rechter Verteidiger. „Wenig später“, erzählt Retter, „begann nämlich meine Zeit.“

Und er fühlte sich im Dress der elf Besten wie zuhause. Vor allem am 11. Oktober 1953 im Neckarstadion, als Lokalmatador beim 3:0 gegen das Saarland in der Qualifikation zur WM. Bei der, ein halbes Jahr später in Bern, hät-

te er seine Karriere zur Heldenkarriere dann krönen können - wäre nicht dieser verfluchte 25. April 1954 dazwischengekommen.

Zwei Länderspiele hat Retter später noch gemacht und beim VfB kurz vor der Bundesliga aufgehört. Auch als Zuschauer hat es ihm seinerzeit samstags nur selten zum Spiel gereicht, denn er stand an seinen Zapfsäulen in der Mercedesstraße, „das Geschäft ging vor, die Leute wollten tanken, und ungewaschen ins Stadion rüber wollte ich dann auch nicht.“ Die Länderspiele hat er sich aber nicht entgehen lassen, und oft genug waren Feste dabei, wie das um Platz drei bei der WM 2006 gegen Portugal. Oder das Debüt der ersten gesamtdeutschen Mannschaft nach der Wende, 4:0 gegen die Schweiz, „da hat der Thom, der aus Ostberlin kam, doch gleich ein Tor geschossen.“ Oder 1994 das 2:1 gegen Italien, zweimal Klinsmann, das Stadion wackelte vor Begeisterung.

„Meniskus? Was das ist, wusste damals keiner. Ich hab' also zum Arzt gesagt: Ich will diesen Meniskus sehen. Und er hat ihn mir gebracht. Ich hab ihn mir auf den Nachttisch gestellt.“

„Die Stimmung war immer gut“, sagt Retter, tunkt den Zipfel der heißen Roten nochmal in den Senf und freut sich über die DFB-Einladung zum Spiel gegen Brasilien, das am Abend stattfindet. Im „Club der Nationalspieler“ werden sie ihn bei der Gelegenheit zum Ehrenritter schlagen, und es macht den alten Kämpen stolz, dass ihn der Dank des Vaterlands bis in die dritte Halbzeit seiner Karriere verfolgt, „zwei Eintrittskarten hab' ich bekommen.“

Die zweite ist aber nicht für seine Frau Elisabeth („Der ist das zuviel“), sie passt lieber daheim in Esslingen aufs Haus auf. Die Karte kriegt Tobias, der Nachbar, und der chauffiert ihn dafür zum Spiel. „Normal fahr ich ja mit meinem 190er noch selber“, stellt Erich Retter in aller Rüstigkeit klar, „aber nur, wenn's hell ist.“ So war es schon beim Fußball, auch da hat er im Neckarstadion nur tagsüber gespielt - es gab ja kein Flutlicht. ♦



STADION STUTTGART	
04 LEVERKUSEN	
2	2
1 ROEBER 8	
1 REICHERT 9	
2 WINKELHOFER 3	
2 SIX 11	
DINKELACKER	

“Bei Loch im Anzug keine Regressansprüche”

Karl Allgöwer hatte den härtesten Schuss im Fußball. Als „Knallgöwer“ war er der Stolz aller VfB- und Kickers-Fans. Ministerpräsident Winfried Kretschmann hat ihn mit dem Landesverdienstkreuz belohnt. Nur tausend Baden-Württemberger dürfen diesen Orden tragen - bevor ihn ein Neuer kriegt, muss erst ein anderer sterben.

Es soll Leute geben, die mit eigenen Augen gesehen haben, dass in der Rems Krokodile schwimmen. Sicher ist aber nur eines: mittwochs nicht. Mittwochs tauchen sie ab.

Denn mittwochnachmittags kreuzt immer Sylvie vom Ruderklub „Ghibellinia“ auf. Und von dem schnittigen

Boot, in das sie an der Waiblinger Regattastrecke dann steigt, will kein Alligator gerammt werden, er zieht lieber den Schwanz ein und flüchtet.

Sylvie legt los. Sie bläst die Backen auf. Damit sie unterwegs nicht schlapp macht, hat sie sich ihren Lebensgefährten mitgebracht. Der joggt als Moti-

vator drüben auf dem Uferweg mit, parallel zum Boot, und laufstark und lautstark ermuntert er seine Ruderin gelegentlich, zur Tempoverschärfung das Erhöhen der Schlagzahl in Erwägung zu ziehen.

„Hau rein!“, ruft der Jogger.

Es ist fast wie früher. Nur waren es

damals 70 000, die ihr „Hau ihn rein!“ gebrüllt haben, nämlich durchs Neckarstadion - vor allem, wenn es Freistoß gab.

Der Jogger von der Rems war zu der Zeit noch Fußballer, und zwar ein berühmter und berüchtigter. „Knallgöwer“ nannte man ihn, und die VfB-Fans brüllten in Sprechchören „Schieß, Karle!“, sobald ihr Vollstrecker den gegnerischen Kasten in Sichtweite hatte. Karl Allgöwer schüttelte dann kurz das Bein aus, das im nächsten Moment die gestreckte Form einer Panzerfaust annahm, anschließend gab der Lautsprecher den neuen Spielstand bekannt. Einmal spielte der VfB gegen Dortmund, und der Borussia-Torwart Teddy de Beer soll seither nur noch drei Finger haben. Die anderen hat ihm Allgöwer weggeschossen. 7:0 ist es ausgegangen.

Grau ist der alte Scharfschütze inzwischen geworden, wie es sich für einen mit Mitte 60 gehört. Aber er ist immer noch fit und nah dran am Kampfgewicht von anno Tobak, als er der „Wasen-Karle“ war, Deutscher Meister, Nationalspieler und Vizeweltmeister. 129 Tore hat er für den VfB in der Bundesliga geschossen, ungefähr weitere 40 in Pokalspielen, und vorher schon 60 für die Kickers in Degerloch. Aber heute muss keiner mehr Angst vor ihm haben, er amputiert keine Finger mehr.

Allgöwer ist nur noch Promi-Kicker. Und Promi-Golfer. Und Promi-Radler. Allerdings einer von der anderen Sorte. Denn wenn ihn ein Veranstalter fragt,



ob er als Stargast bei einem Jubiläumskick oder einer Golfrunde mitmacht, erkundigt er sich nicht nach dem Honorar, sondern fragt zurück: „Für was ist es?“

Sinn muss die Sache machen, sonst lässt er es. Sie muss sich auszahlen für Menschen, die im Leben weniger Glück haben als er. Oder sagen wir es so: Allgöwers Handicap beim Golfen pendelt,

abhängig vom jeweiligen Stand seiner zunehmenden Rückenbeschwerden, zwischen 12 bis 17. Andere müssen mit schlimmeren Handicaps leben. „Ich denke an die krebserkrankten Kinder im Olghospital“, sagt Allgöwer, „oder an Menschen, die sich nichts leisten können.“ Für die radelt er regelmäßig bei der „Tour Gingko“ mit, einer Wohltätigkeitstour, und sammelt Spenden ein.

„Wenn Allgöwer ein Angebot aus dem Ausland bringt, fahre ich ihn im Schubkarren persönlich zur Grenze.“

Ein Gingkobaum war die einzige Pflanze, die 1945 nach der Atombombe auf Hiroshima dort einfach weiterwuchs, einen Kilometer entfernt vom Abwurfort, als wollte sie dem menschlichen Irrsinn trotzen. Allgöwer: „Auf einer Gedenktafel ist dort heute eingraviert: Nie wieder Hiroshima, wir beten für den Frieden.“

Er ist ein nachdenklicher Mensch. Er engagiert sich auch für den „Eagles Charity Golfclub“ oder den Verein „Kinderlachen“ - auf jeden Fall ist er aber kein Ex-Profi, der sich auch noch als alter Promi profitlich den eigenen Geldbeutel füllt.

Sowas hat Folgen. Eines Morgens lag in seinem Briefkasten ein amtliches Schreiben. „Mir war sofort klar“, sagt er, „dass das nur ein Bußgeldbescheid sein kann.“ Denn so, wie er früher viel zu scharf geschossen hat, fährt er heute manchmal viel zu schnell Auto. Doch Allgöwer irrte sich grässlich: Nicht zur Zahlung einer stattlichen Strafe wurde er aufgefordert, sondern von Ministerpräsident Winfried Kretschmann zur Abholung des staatlichen Verdienstordens von Baden-Württemberg - aufgrund seines „sozialen Engagements“.

Im Ludwigsburger Schloss fand der Empfang statt, ein roter Teppich wurde ausgelegt, und Damen in Rokoko-Kostümen umringten den Landesvater, als er den ehemaligen Fußballstar mit den Worten würdigte: „Nur tausend Baden-Württemberger dürfen diesen Orden tragen, und bevor ihn ein Neuer kriegt,

muss erst ein anderer sterben.“

Dem Ministerpräsident geht es wie jedem anständigen Fußballschwaben: Alle mögen Allgöwer. In einer Umfrage der „Stuttgarter Zeitung“ wurde der alte Wildschütz überwältigend in die ewige VfB-Elf gewählt, kein weiterer Spieler erhielt ähnlich viele Stimmen. Die Leute lieben ihn, so wie er ist, kantig und eckig, als aufrichtigen Bruddler und selbstlosen Geist. Sogar als Journalist vergisst man die Pflicht zur Distanz, und kleinlaut gebe ich hiermit zu: In puncto Allgöwer bin ich befangen. Das geht soweit, dass wir zusammen einen Altherrenstammtisch gegründet haben und seine Goldfische in meinem Teich schwimmen, seit er seinen wegen Umzugs leeren musste. Schon als Jungreporter hatte ich eine Schwäche für seine phänomenale Schusskraft, aber auch seine menschliche Art kommt mir entgegen, und sein Mut, für das einzustehen, was er für richtig hält.

Der frühere VfB-Präsident Gerhard Mayer-Vorfelder dreht sich im Grab um, wenn er an den alten Störenfried denkt. Da war beispielsweise jener Samstag in den 80ern, als zwischen Stuttgart und Ulm eine Menschenkette gegen Atomkraft anberaumt wurde und Allgöwer morgens in der Zeitung bedauerte: „Ich wäre gerne dabei, aber ich muss leider gegen den FC Bayern spielen.“ Am liebsten hätte der CDU-Minister seinen Anarchisten an der Torlatte aufgeknüpft. Als sich Allgöwer auch noch in eine Unterschriftenliste eintrug

und beim Protest für eine gesündere Welt auf einer Müllhalde fotografieren ließ, machte der VfB-Boss seinem Spitznamen Mayer-Vorderlader mit dem Fluch alle Ehre: „Wenn Allgöwer ein Angebot aus dem Ausland bringt, fahre ich ihn im Schubkarren persönlich zur Grenze.“

Das hat er dann doch nicht getan, und das war gut so, denn wenig später schoss sein Sorgenkarl den VfB mit einem waffenscheinpflichtigen Streifschuss ins UEFA-Cupfinale gegen Neapel. Allgöwer ist im Kabinengang des Stuttgarter Stadions seither mit einem Wandbild verewigt, auf dem er als VfB-Kapitän mit Diego Maradona vor jenem Endspiel die Wimpel tauscht. Er war auf dem Höhepunkt seiner Karriere. Es war eine tolle Zeit.

Und eine gefährliche Zeit.

Wir sitzen in Endersbach im Biergarten am Sportplatz. Allgöwer ist jetzt Remstaler, das Schicksal ist schuld. Er hat in der alten Heimat, in Geislingen, seine Frau verloren, nach schwerer Krankheit, und dann Sylvie gefunden, die Ruderin von der Rems - und bei Sprudel und Butterbrezel erzählt er von den Risiken des Erfolgs und des Ruhms. Geld. Gier. Werbetermine. Allgöwer: „Man kommt in einen Sog rein. Man driftet ab. Hier schnell tausend Mark, dort tausend Mark, und aus dem Hintergrund treiben die Manager einen an: Deine Zeit ist bald vorbei, du musst, du musst.“

Man muss dazu wissen, dass er nicht mit goldenen Löffeln auf die Welt kam, damals in Geislingen. Arbeiterfamilie.

„Man will mitnehmen, was geht. Bis meine Frau mich eines Tages gefragt hat: Sag mal, Karl, brauchen wir das?“

Bei den „Heidelberger Druckmaschinen“ war Vater Karl Mechaniker. „Ich will nicht sagen, dass wir arm waren“, sagt Karl, der Sohn, „aber viel war nicht drin.“ Und der Fußball war alles. SV Altstadt. SC Geislingen. 42 Tore in einer Saison. Und plötzlich war er Profi. Ein Star. Das Geld lag auf der Straße, er musste es nur aufheben. Kaufmann hatte er nach der Realschule gelernt, er konnte rechnen. „Man will mitnehmen, was geht. Keine Autogramstunde lässt man aus. Und wenn die Frau abends mal ausgehen will, sagt man zu ihr: Geht nicht, da bin ich da und da. Bis sie mich dann eines Tages gefragt hat: Sag mal, Karl, brauchen wir das?“

Es sind diese Momente der Besinnung, an der Wegkreuzung zwischen Geld und Leben, und sie begegnen einem in vielen Varianten. Eines Abends stieg Allgöwer in einer Stuttgarter Tiefgarage ins Auto und spürte plötzlich einen Revolver im Genick. Der Kidnapper zwang ihn zu einer Irrfahrt und fesselte ihn mit Kabelbindern. „Ich hatte furchtbare Angst, dass er mich erschießt.“ Drei Stunden war er in der Gewalt des Täters - und wusste danach mehr über das Leben.

„Brauchen wir das?“ Allgöwer hat auf die Frage seiner Frau die richtigen Antworten gefunden. Zum Beispiel beim „Eagles Charity Golf Club“, einem gemeinnützigen Verein, der 1993 gegründet wurde. Für einen guten Zweck schwingt er mit Franz Beckenbauer und anderen Altgrößen aus Sport,

Show und Politik den Schläger, und bei der abschließenden Tombola wird immer gesammelt. Mehr als 40 Millionen Euro sind so zusammengekommen. Wie man sich das vorstellen darf? Allgöwer lacht und erzählt von Beckenbauer. Der Kaiser ging nach dem Golfen unter die Dusche, und als er wieder herauskam, suchte einer der Schönen und Reichen, mit denen er zuvor gespielt hatte, krampfhaft nach einem Handtuch. „Ich hole Ihnen eines“, sagte Beckenbauer. Der Reiche war baff („Bringt mir da wirklich gerade Franz Beckenbauer ein Handtuch?“) und spendete vor Begeisterung spontan 4000 Euro. „Wem sonst darf ich noch ein Handtuch holen?“, fragte darauf der Kaiser.

Golf läuft bei den Wohltätigkeitsveranstaltungen am besten, sagt Allgöwer. Aber auch mit dem Rad lässt sich prima sammeln. Anlässlich der „Tour Gingko“ sind zugunsten schwerstkranker Kinder seit 1992 über 2,5 Millionen Euro gespendet worden. Allgöwer gehört zum Tross aus hundert Radlern, die drei Tage lang kreuz und quer durchs Land fahren, Halt machen bei Vereinen, Rathäusern, Schulen, Kindergärten und Versicherungen und dort für ihre Lebenshilfe werben. „Überall sind wir mit Hallo willkommen“, sagt der alte Vollstrecker, „und nehmen dann Schecks mit.“ Wie ein bunter Bandwurm schlängeln sie sich durchs Ländle. „Wir fahren alle in Gelb“, lacht Allgöwer.

Er muss nur aufpassen, dass er den anderen nicht davonfährt. Denn er ist

„Ich wollte einfach mal raus aus dem Alltag“, sagt er, „und rein in eine andere Welt.“

als Radler derart in Schuss, dass er im Urlaub sogar schon den Mont Ventoux bezwungen hat, einen der atemberaubendsten Berge der Tour de France. Er kennt jede Kurve und jede Kuppe dieses kahlen Kalksteinplateaus, und er weiß, wann der Gedenkstein kommt, der an Tom Simpson erinnert und an die größte Tour-Tragödie - damals, als der Engländer tot vom Rad fiel, kurz vor dem Gipfel. Allgöwer kennt alle Qualen, aber vor allem die grässliche Frage, die ihn beim strapaziösen Anstieg übermannt hat: Wollte ich das wirklich? Er wollte es wirklich. „Ich wollte einfach mal raus aus dem Alltag“, sagt er, „und rein in eine andere Welt.“

Auch seine Gingko-Tour führt ihn in diese andere Welt. Er fühlt sich wohl, wenn er unterwegs bei einem Etappenstopp an einer Schule sieht, wie die Kinder dort lachen, wenn man ihnen sagt, dass für jede Runde, die sie auf dem Sportplatz laufen dürfen, ihr Vater einen Euro für die Kinder im Olgahospital in die Geldbüchse blechen muss. Allgöwer: „Die laufen dann vor Begeisterung gleich zehn Runden - und der Papa legt am Ende einen Zehner hin.“ Zum krönenden Abschluss machen die hundert Radler mit den Kindern dann noch die Welle, es gibt Kaffee und Kuchen, die Büchse kreist nochmal, und das Olgahospital freut sich.

„Das ist für mich das wahre Leben“, sagt Allgöwer.

Der Ministerpräsident Kretschmann hat es mitgekriegt. Also hat er dem alten Fußballstar den hohen Orden mit der Nadel ans Revers geheftet. Aber ganz sachte. „Man muss da höllisch aufpassen“, sagt Karl Allgöwer, „denn im Kleingedruckten der Ordensvergabe steht: Bei Loch im Anzug keine Regressansprüche.“ ♦





“Johan lud zur Nacktbade-Party”

Guido Frick war bei der WM 1974 der beste Stuttgarter. Die argentinischen, polnischen und italienischen Nächte waren Klasse - aber WM-entscheidend war die holländische Nacht, die der Reporter Frick mit dem lustwandelnden Johan Cruyff brachte. Zutritt verschaffte ihm der Satz: „Ich bin ein Spätzlesvertreter aus Stuttgart“.

Guido Frick ist Mitte 70 und wird einmal von sich sagen können, dass er zwei spannende Leben hatte. In seinem zweiten ist er Kunstmaler und als „Impressionist vom Bodensee“ bekannt, mit einem Bein war er aber immer auch in den US-Südstaaten unterwegs. An der Bongart School of Art im kalifornischen Santa Monica hat er studiert und seine Werke über namhafte US-Galerien verkauft, darunter eine in Carmel, einem malerischen Flecken am Hügel über dem Pazifik. Clint Eastwood war dort Bürgermeister.

Was das mit dem Fußball in Stuttgart zu tun hat? Antwort: nichts. Aber da war eben, wie gesagt, auch noch dieses erste Leben des Guido Frick, und bevor wir gleich ins Detail gehen, sei das Wichtigste schon einmal verraten: Bei der WM 1974 war Frick der mit Abstand beste und wichtigste Stuttgarter - ohne ihn wären wir nicht Weltmeister geworden.

Aber fangen wir vorne an.

Zunächst einmal hat Stuttgart bei jenem WM-Turnier andere Helden: die Polen. Am 10. Juni 1974 fliegen sie ein, fahren mit ihrem farbenfrohen FIFA-Bus in den Schwäbischen Wald und werden im Gasthaus „Sonne-Post“ in Murrhardt vom Wirt Wilhelm Bofinger mit den verheißungsvollen Worten begrüßt: „Alle Fußballmannschaften, die sich bei uns vor-

bereitet haben, haben danach ihre Spiele gewonnen.“

Die Polen halten sich eisern daran. Sie erobern das Neckarstadion und die Herzen der Schwaben im Sturm. 3:2 gegen Argentinien, 2:1 gegen Italien, von Spiel zu Spiel steigt die Stimmung. „Die Welt zu Gast bei Freunden“ heißt das örtliche Motto, und bei den Polen wird fast Liebe daraus. Zum Glücken bringen der Spielmacher Kazimierz Deyna und seine Torjäger Andrzej Szarmach, Robert Gadocha und Grzegorz Lato (der am Ende WM-Schützenkönig wird) mit ihrem feurigen Fußball uns Schwaben, und danach kann keiner mehr ernsthaft behaupten, dass wir zum Lachen und Feiern in den Keller gehen.

Zugegeben, es geht erst einmal holprig los. Bruddelige Proteste gibt es, weil die Verschönerung des Neckarstadions 24 Millionen Mark kosten soll, erst eine Volksabstimmung stellt die Ampel auf grün. Und dann kommen, zum ersten Spiel zwischen Polen und Argentinien, kaum mehr als 30000 Zuschauer.

Die Argentinier sind nicht in Bestform. Immerhin reicht es später für ein 1:1 gegen die Italiener, obwohl die ihr ganzes Waffenarsenal aus alten Kanonen mobilisieren: Dino Zoff, Facchetti, Burgnich, Capello, Rivera, Mazzola, Riva. Unter

den Argentinern ist Mario Kempes der talentierteste, vier Jahre später wird er WM-Torschützenkönig. Im Holiday Inn in Sindelfingen wohnen die Fußball-Gauchos, und einer, hört man, habe ein Zimmermädchen vergewaltigt. Die Polizei ermittelt, aber der Fall ist erledigt, als der Verdächtige von seinen Team-Bossen in den ersten besten Flieger nach Buenos Aires gesetzt wird.

Erfreulicher ist die „argentinische Nacht“. Stuttgarts Verkehrsdirektor Peer-Uli Färber hat die gute Idee. „Keiner soll denken, wir seien ein verschlafenes Provinznest“, sagt er und organisiert auch eine polnische Nacht, eine italienische Nacht, später noch eine schwedische Nacht (mit den Fischer-Chören), aber vor allem eben diese argentinische Nacht. Zehntausende feiern in der Innenstadt, ein Augenzeuge notiert: „Der Schillerplatz schien verzaubert und durch die weichen Klänge der argentinischen Charango plötzlich um Tausende von Meilen nach Süden gerückt zu sein.“ Die Stuttgarter verdrängen sogar den Schock, dass der Liter Bier mehr als auf dem Volksfest kostet, nämlich 3,50 Mark, und bekämpfen beschwingt den Irrtum, dass wir Schwaben spätestens um Mitternacht das Trottoir hochklappen - die Italiener und Argentinier erliegen derweil im Neckarstadion dem grässlichen Irrtum, dass man die Polen nicht ernst nehmen muss.

Die Rot-Weißen marschieren, bejubelt von uns Schwaben, es sind Heimspiele für die Polen, und nach ihrem

1:0 gegen Schweden werden sie endgültig eingemeindet und adoptiert. Ministerpräsident Hans Filbinger stiftet einen Geschenkkorb mit baden-württembergischen Delikatessen, den Gerhard Mayer-Vorfelder als OK-Chef der WM-Außenstelle Stuttgart an Torwart Jan Tomaszewski und Torjäger Andrzej Szarmach aufgrund besonderer Leistungen feierlich überreicht. Dass Szarmach ein Interview mit Günter Wölbert vom Südfunk platzen lässt, trübt nur kurz die gute Laune. Auf dem Weg ins Finale kommt es ein paar Tage später in Frankfurt zum Shootout zwischen Polen und Deutschland, und der Schreiber hier, der seinerzeit Lokalredakteur bei der Waiblinger Kreiszeitung und Korrespondent aus dem Lager der Polen ist, berichtet: „In Murrhardt würde eine Niederlage von Beckenbauer und Co. weniger tragisch genommen als anderswo.“

Aber es regnet in Frankfurt. Es schüttet. Ein Wolkenbruch. Während barfußige Helfer die Pfützen walzen, fährt unter den Klängen einer Musikkapelle die Feuerwehr ins schwimmende Stadion. „Das ist unser Wetter“, jubelt TV-Experte Uwe Seeler ins Mikrofon - und tatsächlich gehen die Polen, deren Schnelligkeit und Spielfluss ungenutzt bleibt, weil der Ball unterwegs steckenbleibt, in der Wasserschlacht baden.

Guido Frick hat beim Nacktbaden mehr Glück.

Jedenfalls schlägt fast zur selben Zeit seine große Stunde, damals, in seinem

„Was hast Du geschrieben?“, knöpft sich Hollands schockierter Star seinen Peiniger vor.

„Alles“, sagt Frick.

ersten Leben. Er war Reporter bei den „Stuttgarter Nachrichten“, und er war mein Vorgänger. Auf dem Stuhl, den ich 1976 dort einnehmen durfte, saß 1974 noch Frick. Er war der Mann bei der WM.

Und hier ist seine Geschichte.

Eine Woche vor dem Münchner Endspiel betritt der pfiffige Kollege das Hotel „Krautkrämer“ in Hiltrup bei Münster, das der holländischen Mannschaft als WM-Camp dient. „Ich bin ein Spätzlesvertreter aus Stuttgart“, sagt Frick an der Rezeption und ergaunert sich tatsächlich ein Zimmer. In der folgenden Nacht, so gegen Zwei, folgt er dann den lauten Klängen des Lieds „One Way Wind“, gesungen von der

holländischen Band „The Cats“. Es ist, wie sich herausstellt, der Lieblingssong von Johan Cruyff. Und Frick findet den Star und drei weitere Holländer, Piet Schrijvers, Rob Rensenbrink und Pleun Strik, flankiert von drei attraktiven Gespielinnen im Zentrum einer feuchtföhlichen Party mit Cuba Libre, Wodka Orange und Schampus. Sie endet als Nacktparty frühmorgens im Swimming Pool, und der Spätzlesvertreter plantscht kurzerhand mit. Am nächsten Morgen kann er das Wasser nicht mehr halten und fasst die Ereignisse unter der Überschrift „Johan lud zur Nacktbade-Party“ zusammen, gekrönt durch den finalen Satz: „Nach königlichem Amüsement bei Sex, Sekt und Gesang schlichen Fußball-Messias Johan Cruyff und seine drei Jünger gegen sieben Uhr früh verkatert in die Kojen.“

Weil danach auch „Bild“ davon hört und Frick interviewt, kommt die ganze Fußballwelt in den Genuss der packenden nächtlichen Geschehnisse um die nackte Kanone Cruyff und dessen Tete-a-Tete mit jener ansehnlichen Rothaarigen, die, so Frick, „so gar keine Ähnlichkeit mit seiner Frau Dany hatte, diesen Nachteil aber durch eine sehr spezielle Art der Nächstenliebe auszugleichen suchte.“

„Was hast Du geschrieben?“, knöpft sich Hollands schockierter Star, als er von der Sache Wind bekommt, seinen Peiniger vor.

„Alles“, sagt Frick.

„Bist Du verrückt?“, tobt Cruyff. Seine Mitspieler Wim van Hanegem und Piet Keizer werfen sich als fliegende Holländer dazwischen und verhindern, dass der Spätzlesvertreter im nächsten Moment ärztliche Hilfe benötigt, und unverzüglich wird der Verräter dann des Hotels verwiesen, begleitet von Verwünschungen, die aus Jugendschutzgründen hier nicht wiederholt werden können.

„Johan musste mit seiner Frau dann viel telefonieren“, erinnert sich Hollands damaliger Libero Arie Haan an die Tage danach. Andere meinen sich sogar an eine Standleitung nach Amsterdam zu erinnern, über die Cruyff bei seiner Dany versucht habe, die größten Unebenheiten zu glätten. Jedenfalls ahnt halb Holland bis heute, warum der Star im WM-Finale



fünf Tage danach für den DFB-Terrier Berti Vogts zur leichten Beute wurde - und Deutschland Weltmeister.

Guido Frick wird vom holländischen Fernsehen seither regelmäßig angerufen, wenn wieder eine Welt- oder Europameisterschaft vor der Tür steht, auch jetzt wieder, sogar an den alten Tatort haben sie ihn als Augenzeugen eingeladen, ins Hotel „Krautkrämer“ in Hilstrup. „Auch in eine Talkshow in Amsterdam bin ich einmal zugeschaltet worden, da war ich gerade auf einem Workshop in Oklahoma.“ Aber gut in Erinnerung bleibt ihm vor allem Johan Cruyffs fünfzigster Geburtstag, zu dem ihn das holländische Fernsehen einlud. Frick war längst nicht mehr Fußballreporter, sondern Landschaftsmaler, und aus seiner Galerie „See-Motiv“ in Konstanz hat er das Gemälde „Fischtrawler vor Texel“ als Geschenk mitgenommen, um König Johan zu besänftigen. Aber die Versöhnung schlug grässlich fehl. Cruyff ließ ihn abblitzen, er wollte kein Wandgemälde.

Weltmeister hatte er werden wollen. ♦



“Hallo, Diego!”

Guido Buchwald hat die Blauen in Degerloch und die Roten in Cannstatt stolz gemacht. Seit dem 8. Juli 1990 trägt er den Künstlernamen „Spätzles-Maradona“ - denn im WM-Finale in Rom hat er den echten Maradona verfolgt und in den Wahnsinn getrieben, bis der Argentinier stöhnte: „You again? Du schon wieder?“

Die Saturn V war die Startrakete bei den Apollo-Flügen auf den Mond, und die Gefühle, die sie damals ausgelöst hat, ähneln denen jedes fußballverrückten Buben - denn auch dessen Träume erfüllen sich dreistufig.

“Zunächst einmal“, erinnert sich Guido Buchwald an seine Kindheit in Walddorfhäslach, “träumst du davon, Profi zu werden. Danach willst du Nationalspieler werden. Und dann Weltmeister.“ Der strebsame Schwabe hat sogar noch die vierte Stufe geschafft: Am Ende nannten ihn alle Diego.

Doch bevor wir hier erzählen, wie Buchwald sich seinen Traum erfüllt hat und zum „Spätzles-Maradona“ wurde, haken wir erst einmal die Kehrseite ab: den Albtraum des echten Diego. Am 8. Juli 1990 im WM-Finale zwischen Deutschland und Argentinien im Olympiastadion in Rom ist er dem Göttlichen widerfahren, und von Minute zu Minute wurde die Qual unerträglicher. “Am Anfang war er noch gut drauf“, weiß Buchwald, “aber dann

wurde er immer gereizter.”

Diego Maradona wurde zum Opfer der üblen Laune. Der Argentinier war der größte Fußballer seiner Zeit, trotz seiner nur Einssiebzig mit Stollen, doch im Lauf des Spiels, berichtet sein schwäbischer Peiniger, “ist er immer kleiner geworden.” Und irgendwann, nach einem weiteren verlorenen Zweikampf, hockte der entzauberte Magier am Boden, schüttelte den Kopf - und nie, grinst Buchwald, wird er diesen Anblick vergessen, als der kleine, große Gaucho sein komplettes Englisch zusammenklaubte und resignierend zu ihm hochstöhnte: “You again?” Du schon wieder?

Mehr Kapitulation geht nicht. Kampfunfähiger hat auch Joe Frazier nicht dreingeschaut, als er anno '75 beim „Thrilla in Manila“ gegen Muhammad Ali auf seinem Pausenhocker sitzenblieb. Doch der Ritterschlag, lacht Buchwald, war dann vollends, “als der ARD-Reporter Rubenbauer im Fernsehen rief: Unser Diego!”

Der wahre Urheber des Kosenamens war allerdings, Ehre, wem Ehre gebührt,

ein anderer Bayer: Klaus Augenthaler, der deutsche Abwehrchef. Vor der WM damals, im Trainingslager, schlenzte Buchwald dem einmal den Ball filigran durch die Beine, und Augenthaler blieb die Spucke weg, und er schrie: “Hallo, Diego!” Durch das WM-Finale, sagt Buchwald, habe sich das geflügelte Wort “dann vollends verfestigt” -und wenn er heute, ein halbes Leben später, in Stuttgart spazieren geht, kommt es vor, dass von der anderen Straßenseite wildfremde Menschen rufen: “Hallo, Diego!”

“Verdammt lang her” kann man da mit Wolfgang Niedecken und BAP nur singen, doch Buchwald sieht immer noch aus wie damals in Rom - fit wie ein Turnschuh kommt er daher, beim Aufstehen braucht er noch keinen Kran, man muß ihm noch kein Affenblut und keine Ameisensäure gegen die Gicht spritzen, er riecht nicht ranzig, wirft keine Falten und steht glaubhaft Modell für die These in 'Wikipedia': “Er gilt als einer der besten Defensivspieler der deutschen Fußballgeschichte.”

Auf jeden Fall ist Buchwald einer der ewigen Volkshelden des deutschen Fußballs, seit er den Größten zum laufenden Meter schrumpfen ließ. Auch sein Gedächtnis ist noch bestens intakt, und die Erinnerungen an das damalige WM-Camp des DFB in Erba am Comer See: „Es war wie ein Schlössle, und mein Zimmer würde ich heute noch finden, Nummer 14. Auch die Stimmung war klasse, der Teamchef hat uns an der langen Leine geführt. Gehts ruhig mal raus, hat der Franz gesagt. Das Essen beim Italiener im Dorf, der schöne See, das tolle Wetter, wir haben alles genossen.“

Vor allem er.

Bis dahin galt Buchwald als langer Eckiger und als nimmermüdes Laufwunder, rustikaler Ärmelhochkrempler, Wachhund, Wasserträger, Balleroberer und Zerstörer, notfalls hätte er auch einen Flugkopfball gegen die Bordsteinkante gemacht, aber er konnte wesentlich mehr. Einmal, als gegen Holland das deutsche WM-Glück auf des Messers Schneide stand, tauchte er plötzlich im gegnerischen Strafraum auf. Gleich bricht er sich das Bein, dachten alle, doch stattdessen: Übersteiger, Zuckerpass zu Jürgen Klinsmann, einsnull.

Der Blaue zum Blauen, jubelte daheim ganz Degerloch, während Cannstatt stolz war auf seine VfB-Helden. Klinsmann war mittlerweile zwar bei Inter Mailand tätig, aber das Tor schoss er als Schwabe. Und Buchwald machte im Endspiel dann Maradona platt und



wurde zum besten Sechser der Welt. „Guido war der wichtigste Spieler des Turniers“, sagte Beckenbauer, „er war sieben Mal Weltklasse.“

Ausgerechnet Buchwald. Vier Jahre zuvor, vor der WM 1986, hatte der Teamchef den Schwaben in der Sportschule Kaiserau im letzten Moment aussortiert. „Als er auf mein Zimmer kam, ist die Welt in mir zusammengebrochen“, erinnert sich der Verschmähte. „Man hört da gar nicht mehr zu, man ist einfach nur fertig.“

Hat Beckenbauer es später bedauert?

„Seine Frau hat zu meiner jedenfalls einmal gesagt: Es tut dem Franz leid.“

Heute kann Buchwald darüber lachen. Das Glück hat bei ihm halt vier Jahre länger gebraucht - aber nach dem Finale in Rom hat er sich bei Becken-

bauer dann doch mit dem neckischen Piekser revanchiert: „Weltmeister hättest Du mit mir auch 1986 schon werden können.“

Ja, sie hätten ihn schon da dringend gebraucht, in jenem ersten WM-Finale gegen Argentinien in Mexiko City. Denn Maradona war zu der Zeit schier unbremssbar mit dem Allmächtigen im Bunde, der hielt die „Hand Gottes“ über ihn, und ein Kritiker schwärmte: „Er ist der Picasso unter Anstreichern.“ Entsprechend endete das WM-Finale: Maradona zu Burruchaga, 2:3, kurz vor Schluss, ins Messer sind die Deutschen gelaufen. „Wir hätten einfach in die Verlängerung gehen und dort unsere körperlichen Vorteile ausspielen sollen“, ärgert sich Vorstopper Karlheinz Förster als VfB-Beteiligter heute noch. Aber

“Man ist Weltmeister und steht voll im Fokus. Ich konnte mich nicht mehr frei bewegen.”

noch besser wäre es gewesen, Buchwald schon damals dabei zu haben.

Noch ein zweites Mal ist Maradona dem Zugriff Buchwalds glücklich entkommen, 1989 im UEFA-Cupfinale zwischen dem VfB und Neapel. Im Hinspiel sah Buchwald gelb und war im Rückspiel gesperrt. Aber im Jahr darauf, beim WM-Finale in Rom, war das Glück des Argentiniers aufgebraucht. „Dein Mann ist die Nummer 10“, sagte Beckenbauer vor dem Spiel zu Buchwald. Und basta.

Für Maradona war es ein grausamer Tag. Mehr als 30 000 deutsche Schlachtenbummler schlängelten sich in Karawanen über die Alpen, und im Olympiastadion in Rom gesellten sich dazu noch die einheimischen Tifosi, denn die Argentinier hatten im Halbfinale die Träume der Italiener zerstört. Buchwald: „Auf dem Weg ins Stadion hingen überall deutsche Fahnen aus den Fenstern“. Das Publikum stand unter Starkstrom, als gelernter Elektriker weiß Buchwald, wovon er da spricht – aber vor allem war er heiß. „Es war“, sagt er, „das wichtigste Fußballspiel meines Lebens. Vizeweltmeister war Deutschland oft genug geworden, das musste nicht wieder sein.“

Also hat er Maradona aus dem Spiel genommen, der beste Fußballer der Welt konnte sein würziges Süppchen nur auf Sparflamme kochen. Und Andy Brehme, der spätere Co-Trainer des VfB, erledigte per Elfmeter vollends den Rest. Nur einen Zweikampf hat der

glorreiche Guido an dem Abend verloren, den gegen Frank Mill, der sich nach einem Sprint von der Ersatzbank Maradonas Trikot schnappte. Für Buchwald blieb als Skalp das Hemd von Jose Basualdo, seinem damaligen Mittelfeldkumpel beim VfB.

Wo ist das heute?

„Ich weiß nicht, vielleicht in einem Koffer auf der Bühne.“

Und Ihre Endspielstiefel, die Großes vollbrachten: Im Museum?

„Keine Ahnung“, sagt Buchwald.

Ach, was könnte er ohne seine falsche Bescheidenheit für heldenhafte Geschichten erzählen. Aber als stiller Schwabe und leiser Genießer hat er sich nie ein Schild vor die Brust gehängt, auf dem steht: Guido Buchwald, Weltmeister. Nach dem Finale ist aber auch er kurz steil gegangen, „da haben wir in Rom die Nacht zum Tag gemacht, und unsere Frauen mussten schauen, dass wir morgens den Bus zum Flughafen nicht verpassten.“ Das große Gefühl, Geschichte geschrieben zu haben, möchte Buchwald nicht missen – aber eine Zeit lang, sagt er, war sein Kampf gegen den Ruhm nicht viel einfacher als sein Zweikampf mit Maradona.

„Man ist Weltmeister und steht voll im Fokus. Vorher war man ein normaler Mensch, der Jeans trug, und plötzlich wird man genau beobachtet: Was hat er an? Ich konnte mich nicht mehr frei bewegen.“ Einmal, er vergisst es nie, ging er mit der Frau und den Söhnen Yannick und Julian auf der Königstraße

in Stuttgart spazieren. Autogrammjäger bestürmten ihn, und er schrieb und schrieb – bis dem kleinen Julian irgendwann der Kragen platzte: „Du bist doch mein Papa“, rief der Bub zornig, „und nicht der Papa von denen!“

Aber so ist das halt, wenn der Papa auf dem Mond des Fußballs landet, plötzlich Weltmeister ist und alle Diego sagen. Als deutscher A-Jugendmeister mit den Kickers war Buchwald noch einfach der Guido, aber am Ende hat er alle vier Stufen gezündet und ist mit dem VfB nicht nur 1984 Deutscher Meister geworden, sondern hat die Roten in der letzten Minute der Saison 91/92 in Leverkusen auch nochmal persönlich zum Titel geköpft. Als abschließende Stufe fehlt jetzt nur noch ein Bildhauer, der in sein Denkmal die passenden zwei Worte hineinmeißelt: „Hallo, Diego!“ ♦



**“Du darfst dich
nicht wegblasen
lassen”**

Gerhard Mayer-Vorfelder war Reserveoffizier im Fallschirmjägerbataillon 251 in Calw. Danach hielt er als hoher Politiker, VfB-Patriarch und Big Boss des deutschen Fußballs eiskalt jedem Frontbeschuss stand. „Vorfelder raus!“ brüllte oft die Tribüne. Seine Antwort: „Dann kann der Mayer ja bleiben.“

Runde Geburtstage reifer Männer können weh tun. Für eine Gratulationsreportage hat der Schreiber hier einmal Freddy Quinn („Junge, komm bald wieder“) besucht, und als ich den Schlagerbarden fragte, wie es ist, Sechzig zu werden, hielt er mir als Antwort seinen Bizeps hin und sagte: „Fühlen Sie mal.“ Es hat mir fast die Hand gesprengt und die Finger weggerissen.

Bei Gerhard Mayer-Vorfelder war es ähnlich - der hatte die Sechzig sogar schon überschritten, als sein Handschlag immer noch den Tatbestand der Körperverletzung erfüllte.

Fit wie ein Turnschuh kam er daher. Ein Sonntagmorgen war es, im Hallenbad des SV Cannstatt, und MV zog die Badehose stramm, um zum Deutschen Sportabzeichen zu schwimmen. Nur der Sonntag kam in Frage, weil er von Montag bis Samstag ausgebucht war. Sprungbereit für das Rennen stand er auf dem Startblock und sagte: „Für die drei Kilometer bräuchte ich unterwegs eine Ozon-Dusche, und nach 2000 Metern wäre ich reif für das Ehrenkreuz.“ Er hatte sich deshalb für den humanen Kurzkilometer entschieden.

Mayer-Vorfelder hatte als Tempomacher, kurz: als „Hasen“, der für ihn vorne wegschwamm, Dieter Spöri mitgebracht, den alten Ministerkollegen in Baden-Württemberg. Der war zwar von der anderen Feldpostnummer, der SPD, staunte aber: „Mensch Gerd, du hast ja gar keinen Ranzen.“ Ranzen heißt auf Schwäbisch Wampe. Im nächsten

Moment legte Mayer-Vorfelder einen Kopfsprung hin, dass es spritzte und das Becken bebte. Dann kraulte er seine Bahnen herunter, wild entschlossen, sich wie alle Jahre wieder sein Sportabzeichen ans Revers heften zu lassen - „als Anerkennung“, verriet er, „gibt es einen Zinnbecher der Stadt Stuttgart.“

Aber um die Ehre ging es Mayer-Vorfelder weniger, er trieb Sport, um für die Kämpfe seines Alltags gestählt zu sein. „Du darfst dich nicht wegblasen lassen“, erklärte er seine Maxime, „du mußt jeden Gegenwind aushalten können.“ Als er seinen Kilometer dann hinter sich hatte, lobte ihn der Sozi Spöri über alle ideologischen Gräben hinweg: „MV ist ein Tier.“ Sogar seine in Jahrzehnten millionenfach auf die Lunge gerauchten Rothhändle schien das Tier wegzustecken wie Gummibärchen.

Forscher haben mit Studien nachgewiesen: Mit 60 kann man immer noch 40 sein, zumindest eine halbe Stunde am Tag. Als Mayer-Vorfelder dann 80 wurde, war er immer noch 60, zumindest für eine Viertelstunde am Tag. Sein Handschlag hatte an Festigkeit geringfügig verloren, der Schritt war nicht mehr ganz so federnd wie früher, als er noch Mayer-Vollgas war, auch Gehör und Gedächtnis hatten nachgelassen. Aber wo andere mit 80 die dritten Zähne vor sich auf den Tisch legen, biss MV immer noch mit den echten zu, und dem seiner Altersklasse häufig entgegengebrachten Vorurteil - Silber im Haar, Gold in den Zähnen, Blei in den



Füßen – widersetzte er sich nach wie vor mannhaft.

In seinem Büro stapelten sich die Beweise des nimmermüden Unruheständlers. „Ich bin noch tätig in gemilderter Form“, kokettierte er. Bei seinen CDU-Kreisvereinen hielt er eifrig Vorträge, bei der UEFA war er noch Ehrenmitglied, bei der FIFA Chef der Berufungskommission, und eine EM oder WM wurde ohne ihn nach wie vor nicht angepfiffen. In Südafrika, anno 2010, saß er auf der Tribüne direkt bei Mick Jagger („As time goes by“). Ja, die Zeit flog davon - aber so runzlig wie der Frontsänger der Stones war der Frontmann Mayer-Vorfelder noch lange nicht.

Er war also jetzt 80, und eigentlich hätte ihm das Leben, das er geführt hatte, längst den Prozess machen müssen. Kultus- und Finanzminister war er, ein Vierteljahrhundert lang VfB-Präsident, fünf Jahre DFB-Präsident, er hatte als Mayer-Vollblut seine Pferde „Politik“ und „Fußball“ mit einem Hintern ge-

„Alles Risiko hat sich ausgezahlt, auch wenn ich am Ende verprügelt worden bin.“

ritten und jeden Tag bis in die Puppen regiert und repräsentiert. Er war ein solcher Hansdampf, dass einer schrieb: „Sogar Kühe kann er melken.“ Als der TV-Filmmacher Michael Dittrich das MV-Porträt „Ein Baden-Württemberger“ drehte, war auch VfB-Ehrenspielführer Hermann Ohlicher da, und es kam zu folgendem Dialog.

„Mein Chauffeur“, sagte Mayer-Vorfelder, „hat ja nachts immer draußen auf mich gewartet.“

„Ja“, nickte Ohlicher, „aber morgens um Vier hast Du ihn heimgeschickt, und ich hab' Dich dann irgendwann nach Hause gefahren“ - also ungefähr weitere drei Trollinger später, wenn sich MV's Krawattenknoten im feuchtfröhlichen Dunst aufzulösen begann. Doch am nächsten Morgen um Zehn hat er im Landtag schon wieder eine kriegerische Rede gehalten, als hätte ihm einer eine Kochsalzinfusion gelegt.

Hat MV jemals schlapp gemacht? Ja, einmal, in Moskau, als er anlässlich einer vom Wodka beeinflussten UEFA-Cupreise des VfB auf dem Flughafen „Scherementjewo“ rückwärts vom Koffer kippte. „Hilfflos lag er auf dem Rücken“, schwört ein „Bild“-Reporter, „und strampelte wie ein Mai-käfer.“ Bei der Zwischenlandung auf dem Rückflug, hat Hans Blickensdörfer als weiterer journalistischer Augenzeuge in der Stuttgarter Zeitung glaubhaft geschildert, „hielt MV den Warschauer Flughafen für den Cannstatter Hauptbahnhof“.

Mayer-Vorfelder hat alles überstanden. Schon damals galt für ihn das Motto seines späteren Meistertrainers Christoph Daum: „Aufstehen, Mund abputzen, weitermachen.“

Was ihm beim Durchboxen half, war sein Glaskinn. Dass er jede Haarnadelkurve geschafft hat, verdankt er außerdem seiner Meisterschaft im Schmieden strategischer Allianzen, seine Seilschaften haben gehalten, seine Netzwerke funktioniert. Schlaumayer-Vorfelder und Mayer-Schlitzohr nennen ihn noch posthum seine Bewunderer, oder Mayer-Übersteiger: links antäuschen, rechts vorbei. Er hatte ein Näschen und ein sicheres Gefühl für Macht und Menschen - und am Gesäß eine Hornhaut, denn alle Affären und Rücktrittsforderungen hat er ausgesessen. „Vorfelder raus!“ gellte es im Parlament und von der Tribüne, worauf er vorzugsweise die Antwort

gab: „Dann kann der Mayer ja bleiben.“

Seine Schimpfnamen waren unendlich, die einen nannten ihn Mayer-Vorlaut, die anderen Mayer-Vorderlader. Was Letzteres hieß, führte er in der friedfertigen Variante einmal beim Torwandschießen („Drei unten, drei oben“) im ZDF-„Sportstudio“ vor: Mit sechs Querschlägern hat er fast die Studiolampen von der Decke geballert, und die Zuschauer in der ersten Reihe rissen zum Schutz die Hände vors Gesicht. Man ging vor MV besser in Deckung, wenn er ein erstrebenswertes Ziel vor Augen hatte.

Mit Ärmelschonern ist er in keine Feldschlacht gezogen. „Wenn gefochten wird, werden Grenzen überschritten“, sagte er, „und es gehört zum Wesen der Auseinandersetzung, dass jeder sich für den Besseren hält.“ Also hat er 1975, in der berühmten „Nacht der langen Messer“, anlässlich einer verbalen Saalschlacht beim VfB die Macht übernommen und seinen Vorgänger Hans Weitpert weggeputzt, mit einer Sturmfrisur, die geprägt war von gefährlich über die Ohren nach vorne gefönten Herrenwinkeln. „Ohne Spannung kein Licht“, sagte MV hinterher.

Dem VfB hat es nicht geschadet. Im Nichts hat Mayer-Vorfelder den Verein übernommen, wieder in die Erstklassigkeit dirigiert sowie zu zwei Meistertiteln (1984 und 1992), einem Pokalsieg (1997) und zwei Endspielteilnahmen im Europacup (1989 und 1998). Dass er sein glorreiches VfB-Vierteljahrhundert mit einem Sack Schulden beendet hat, steckte er weg mit der Leichtigkeit des Seins: „Man muss ein gewisses Risiko gehen - und es hat sich ausgezahlt, auch wenn ich am Ende verprügelt worden bin.“

Ein Mayer-Volksheld war er halt nie. Damit konnte er als



gestähltes Raubein gut leben, aber geschlaucht hat ihn gelegentlich die Frage: „Was sagt man als Vater zu seinen Kindern, wenn man von den Medien zum konservativen Kotzbrocken gestempelt wird?“ Wenn er sich unter der Gürtellinie getroffen wähnte, zog er notfalls auch vor Gericht, zum Beispiel gegen eine SWR-3-Comedy-Serie: Ein Stimmenimitator durfte ihn dort fortan nicht mehr lallend durch den Kakao ziehen, musste auf Hintergrundgeräusche wie das Einschenken eines Glases oder Umfallen einer Flasche verzichten und durfte statt „MV“ nicht mehr „M-Blau“ sagen. Auch uns Griffelspitzen begegnete er im Falle mangelnden Wohlverhaltens gelegentlich in der zeitsparenden Direktheit des Reserveoffiziers, zackig zischte er mich einmal an: „Das Tisch Tuch ist zerschnitten!“ Was sich dann aber wieder erledigt hat, denn wer braucht noch ein Tisch Tuch?

Auf dem Tisch, an dem wir anlässlich seines Achtzigsten saßen, lag auch keines – was dafür etwas verloren herumlag, waren die Memoiren von Theo Zwanziger, seines einstigen Präsidentenpartners beim DFB.

„Gelesen?“

„Nein“, sagte MV und schüttelte sich. Er war Zwanziger in herzlicher Abneigung verbunden, denn auch der wollte

einmal seinen Skalp. 2001 war Mayer-Vorfelder zum DFB-Präsidenten gewählt worden, und 2004, in den Nachwirren eines verunglückten EM-Turniers, „hat Zwanziger dann den Aufstand gegen mich gemacht“. Aber das Leben ist zu kurz, um billigen Wein zu trinken, also hat der Häuptling in seinem Bestreben, „mit mir und allen im Reinen zu sein“, dem aufmüpfigen Indianer nicht mehr den Krieg erklärt, sondern ohne Blutvergießen fortan so friedfertig wie möglich die DFB-Doppelspitze mit ihm gemacht.

Womöglich ist Achtzig dann ungefähr vollends das Alter, in dem die Strenge der Milde weicht, das Machtbewusstsein verliert an Macht, das Menschsein gewinnt an Bedeutung, jedenfalls fragte MV plötzlich: „Kennen Sie das Gedicht von Bischof Sproll?“ Johannes Baptist Sproll hat als Bischof der Diözese Rottenburg-Stuttgart ein paar Reime über das Älterwerden verfasst, und Mayer-Vorfelder sagte sie mir auf, auswendig, aus dem Stand:

„Nächstens werd ich 60,
nach dem Himmel lechz ich.
Aber füg, oh Gott, noch 10 hinzu,
eh du gibst die ew'ge Ruh!
10 zu 60 - dann ergibt sich
die schöne Zahl von 70.
Doch noch höher geht mein Ziel,
noch mal 10 wär nicht zuviel.
Denn wer 70, macht sich
Hoffnung auf die 80.
Herr, es wär nicht einzig,
erreicht ich noch die 90.
Schließlich wär ich nicht verwundert,
brächt'ich's gar auf 100.“

Dieser letzte Wunsch ist Gerhard Mayer-Vorfelder versagt geblieben, mit 82 hat man ihn begraben. Aber auch das war ein respektables Alter für einen täglichen Frontsoldaten wie ihn. Vermutlich hat der späte MV sogar noch vor sich selbst Angst bekommen, wenn er sagte: „Es war ein Leben im Schützengraben, durch den die Giftpfeile geschwirrt sind.“

Und alle hat er durchgewinkt. ♦



“Ich habe seine Beleidigung am Gesichtsausdruck abgelesen”

Rudolf Kreitlein hat sich bei der WM 1966 heldenhaft in die Ehrengalerie der schwäbischen Tüftler eingereiht. Ohne das tapfere Schneiderlein aus Degerloch wäre die gelbe und rote Karte nie erfunden worden - und die Schiedsrichter müssten Fußballer heute noch mit dem bloßen Finger vom Platz stellen.

In seiner Endphase als VfB-Torjäger hat sich Mario Gomez einmal vehement mit einem Schiedsrichter angelegt. In Anbetracht seines Gesichtsausdrucks darf man sogar getrost vermuten, dass es zwischen den beiden mindestens zu folgendem Dialog gekommen ist.

Gomez: „Wie heißt Ihr Hund?“

Schiedsrichter: „Ich habe keinen Hund.“

Gomez: „Was, blind und kein Hund?“

Unser schwäbischer Schützenkönig war jedenfalls stinksauer. In den drei Spielen zuvor hatte er sechs Tore geschossen, aber nur eines war anerkannt

worden, in den übrigen Fällen soll Gomez sich beim Vollstrecken um ein paar Millimeter zu tief in die verbotene Zone verirrt haben. Jedenfalls hielt er das alles für keinen Zufall mehr, sondern war felsenfest überzeugt, dass ihn die Schiedsrichter schamlos ins Abseits laufen ließen, weil er ihnen (Kinder unter 8 und

„Wir müssen etwas finden, damit Spieler und Zuschauer unsere Entscheidungen besser verstehen“

Omas ab 80 jetzt bitte kurz weghören)
„jahrelang auf die Eier ging“.

Aber sind Schiedsrichter wirklich rachsüchtig? Kann es nicht genauso gut sein, dass sie einfach nur machthungrig oder geltungsbedürftig sind? Böse Zungen haben schon immer behauptet, dass jeder normal veranlagte Schiedsrichter nicht nur zur berüchtigten deutschen Gründlichkeit neigt, sondern vor allem gelbe und rote Karten so schnell zückt wie andere Leute den gestreckten Zeigefinger, als Erektionssymbole höchsten Lustgewinns. Es stellt sich also die heikle Frage: Wie tickt ein Schiedsrichter?

Auf der verzweifelten Suche nach einer Antwort hat der Schreiber hier einmal das Stuttgarter Theaterhaus aufgesucht, an dem Abend lief dort das Stück „Schiedsrichter Fertig“. Thomas Brussig hat es geschrieben und Werner Schretzmeier auf die Bühne gebracht - und es war ein wunderbares, aber fast tragikkomisches und trauriges Stück über Menschen, die hin und her rennen, kein Tor schießen dürfen und keinen Beifall erhalten.

Auf der zur Umkleidekabine umdekorierten Bühne schlüpfen drei Schauspieler in die Haut von Schiedsrichter Uwe Fertig und seiner zwei Linienrichter. Und sie zeterten über ihr

unmenschliches Los, da draußen im Stadion gleich wieder als Pfeifen im Regen zu stehen und an die Wand gestellt zu werden als schwarze Sau, schon vorab zerrissen sie sich das Maul über die verkommenen Spitzbuben, Schlawiner und Schwalbenkönige, von denen sie wieder schamlos hereingelegt werden würden – kurz: Sie schilderten bühnenreif, wie man sich als Schiedsrichter vor dem Anpfiff in der Kabine dafür in Stimmung bringt, da draußen von Siebzigtausend ausgepiffen, angepöbelt, beschimpft, angebrüllt, beleidigt, bedroht und auf alle erdenkliche Arten massakriert zu werden.

Warum sie es trotzdem tun?

Bei der Antwort klopfte sich Uwe Fertig mit einem fieses Rächerblick brüllend auf die Schenkel: Als Schiedsrichter kann man unsterblich werden, mitunter genügt eine einzige Fehlentscheidung oder ein fragwürdiger Pfiff, um die Welt aufheulen und beben

zu lassen. Und überhaupt verfügt ein Schiedsrichter über vielerlei Möglichkeiten, sich ein erfülltes Leben zu beschaffen - allein schon in Form des Zückens gelber und roter Pappendeckel, mit denen er Woche für Woche die Millionen in kurzen Hosen am Nasenring durch die Manege führt.

Wer hat eigentlich diese Karten erfunden?

Für die Antwort darauf musste man, wenn man vom Stuttgarter Theaterhaus am Pragsattel kam, nicht weit fahren. Runter in die Stadt und dann hoch nach Degerloch, dort lebte der Gesuchte als Kultfigur: Rudolf Kreitlein.

Ich habe ihn einmal besucht, und er hat mir seine dicken Tapetenbücher gezeigt, in die er die Zeitungsartikel vom Tag seines Lebens hineingeklebt hat. Bis zu jenem denkwürdigen Tag war er nur ein kleiner Schneidermeister, aber mit einer einzigen Entscheidung ist er dann bei der WM 1966 über Nacht als „tapferes Schneiderlein“ weltberühmt geworden. Im Viertelfinale in Wembley traf England seinerzeit auf Argentinien, und es war ein wildes Spiel, das dringend das beherzte Auftreten des Schiedsrichters erforderte. Kreitlein hatte mit

Es stellt sich also die heikle Frage: Wie tickt ein Schiedsrichter?

seinem gestrengen Zeigefinger schon drei Argentinier und zwei Engländer verwarnt, als plötzlich Antonio Rattin, der Kapitän der Gauchos, nach einer strittigen Szene hautnah neben ihm auftauchte und ihn von oben herab anschrie. Rattin war ein baumlanger Riese und Kreitlein nur ein laufender Meter, aber dafür saß der Degerlocher am längeren Hebel. Weil die beiden sich aufgrund ihrer weltsprachlichen Mängel zu einer Klärung der Situation nicht in der Lage sahen, hat Kreitlein notgedrungen „an Rattins Gesichtsausdruck abgelesen“, dass der ihn beleidigt hatte – und „mit der Gestik eines Burgschauspielers“, so ein Augenzeuge, verwies er den Pampariesen mit gestrecktem Finger des Feldes. Erst nach siebenminütigen Tumulten gelang es bewaffneten Bobbies, den verständnislosen Argentinier abzuführen - und der Schiedsrichter kassierte nach dem Schlusspfiff auf dem Weg in die Kabine auch noch einen argentinischen Tritt in die Wade.

„Wir müssen etwas finden, damit Spieler und Zuschauer unsere Entscheidungen besser verstehen“, sagte der aufgewählte Kreitlein nach dem Spiel dann zum englischen FIFA-Schiedsrichterchef Ken Aston. Den traf tags darauf bei der

Heimfahrt durch London an einer Ampel prompt der gelbrote Geistesblitz – und anderntags war für Aston und Kreitlein klar: Verwarnungskarten müssen her.

Wie der Verkehr wird seither auch der Fußball geregelt. Schon vier Jahre später, bei der WM 1970 in Mexiko, hat die wegweisende Errungenschaft ihre Weltpremiere gefeiert: Im Eröffnungsspiel hielt der deutsche Schiedsrichter Kurt Tschenscher dem Russen Ewgeni Lowtschew die erste Gelbe Karte der Fußballgeschichte unter die Nase, und der unaufhaltsame Siegeszug der Karten nahm seinen Lauf. Der turbulenteste Tag im Leben von Rudolf Kreitlein hat sich also am Ende als sein bester herausgestellt. Die Argentinier haben 1974 während ihres WM-Aufenthalts in Stuttgart Frieden mit ihm geschlossen, und der Bundespräsident empfing den Pionier aus Degerloch an dessen neunzigstem Geburtstag zu einem Abendessen im Schloss Bellevue.

„Ich bin schon ein bisschen stolz“, hat Rudolf Kreitlein für den Rest seines Lebens gesagt. Ohne seine pfiffige Idee müssten die Schiedsrichter heute noch hilflos versuchen, Fußballer mit dem bloßen Finger vom Platz zu stellen. ♦





“Ich nehme das Geschnetzelte”

Arie Haan war der Erfinder der guten Laune. „Voetbal total“ versuchte der VfB unter ihm zu spielen, bis ins UEFA-Cup-Finale. Der Holländer lebt als Weltmann heute in Spanien, aber wenn er eine neue Hüfte braucht oder seine Kinder Geburtstag haben, fliegt er nach Echterdingen und landet wieder als Schwabe.

Neben dem Torbogen am Eingang zur Weinstube „Alt-Eltingen“ in Leonberg steht eine Kreidetafel, und mit schwungvollem Strich ist darauf in zwei Worten alles gesagt: „Herzlich willkommen.“

„Passt“, lacht Arie Haan.

Auch das Wetter. Wie an der Costa Blanca. Aus der spanischen Sonne kommt er, man sieht es ihm an. Drahtig ist er, und fit wie ein Turnschuh. 74 sei er inzwischen, behauptet Arie, aber das ist eine Lüge, in Wahrheit kommt er daher wie anno '74. Auf jeden Fall wird er eine gute Figur abgeben am Abend, bei der großen Party. Die Tochter hat nämlich Geburtstag.

„Dascha wird 50“, sagt der Papa.

Dascha. So vergeht die Zeit. Es ist sehr lang her, dass ich den Namen erstmals gehört habe, verdammt weit weg. Argentinien, 1978. Es war der Tag, an

dem Arie bei der WM in Cordoba tief ins Mittelfeld plötzlich das deutsche Tor ins Visier nahm und seine strammen Schenkel spannte. Manni Kaltz, der deutsche Libero, brachte den Kopf gerade noch aus der Schussbahn, sonst wäre er ihm amputiert worden. Und Torwart Sepp Maier, wie gelähmt, winkte das Geschoss vollends regungslos durch. „Links, halbhoch“, grinst Arie.

Ja, und nach dem Spiel war dann unser Interview, vor dem Stadion in Cordoba. Ein holländischer TV-Kollege stieß dazu und wollte einen O-Ton, und Arie sagte: „Aber nur, wenn ich meine Tochter grüßen darf.“ Dascha hatte Geburtstag. „Alles Gute, mein Schatz“, sagte der Papa zum kleinen Töchterchen, das weit weg daheim in Holland auf dem Schoß der Oma saß. Es war der 18. Juni 1978.

Jetzt ist es wieder der 18. Juni, Da-

scha feiert ihren runden Geburtstag, nur liegt ein halbes Leben dazwischen, oder mehr. Und der Vater erzählt stolz, dass er eine sportliche Tochter hat. Als sie 16 war, wollte sie als Schwimmerin zu den Olympischen Spielen in Seoul, aber sie hat dann die holländischen Auscheidungen verpasst, weil sie mit Papa umziehen musste. Der wurde nämlich Trainer beim VfB. Die Welt ist manchmal nicht einfach für Kinder, deren Vater ein Mann von Welt ist.

Aber das ist vorbei. In der Eltinger Weinstube ahnt keiner mehr, dass der Gast am Tisch hinter der Kreidetafel den VfB ins UEFA-Cup-Finale trainiert hat, aber vor allem als Spieler dreimal den Europacup der Landesmeister, zweimal den der Pokalsieger und obendrauf den Weltcup gewonnen hat - und zwei WM-Endspiele nur deshalb verloren hat, weil der Fußballgott entweder

WM 1974: Hölzenbein fliegt,
Haan staunt



bestochen war oder seine ungerechten Tage hatte.

„Ich nehme das Geschnetzelte“, sagt der alte Weltstar zum Kellner, der ihn sichtlich auch nicht mehr kennt.

Dabei ist Arie Haan öfter hier. Er hat Zeit für seine Abstecher nach Stuttgart, seine berufliche Welttournee ist lange vorbei. Er ist nicht mehr Nationaltrainer in Albanien, Kamerun oder China, sondern lebt in Denia an der Costa Blanca mit Meerblick am Hang des Montgo oder erfreut sich im Fischlokal „El Raset“ am Hafen des Rentnerlebens. Manchmal sieht er im Fernsehen den VfB, „aber eher selten“, nur die diversen Nichtabstiege oder die scharfen Flanken von Sosa in die gegnerischen Strafräume sind ihm aus den vergangenen

Jahren noch nachhaltig im Gedächtnis. Der Fußball macht ihn, um es kurz zu sagen, nicht mehr zum fliegenden Holländer, aber in Echterdingen landet er noch regelmäßig. Denn Tochter Dascha und Sohn Arvid leben in Leonberg, und Sarah, die jüngste Tochter aus zweiter Ehe, ist eine echte Schwäbin. Er hat viele gute Gründe, um nach Stuttgart zu kommen, von den runden Geburtstagen bis zur Hüft-OP.

Die linke hat Arie Haan sich in der orthopädischen Klinik in Bad Saulgau richten lassen. Die rechte, die über dem Schussbein, musste er schon früher sanieren, als arthritische Spätfolge seiner waffenscheinpflichtigen Gewaltakte. Drei Tage nach dem eingangs erwähnten Mordanschlag auf Sepp Maier bei

der WM 1978 drosch Haan auch noch der italienischen Torwartikone Dino Zoff derart den Ball unters Lattenkreuz, dass fast der Innenpfosten weggeknickt wäre. Immer wieder ist Arie hier, er krönt dann auch gerne unseren kleinen schwäbischen Fußballstammtisch, dem auch Karl Allgöwer angehört, Spitzname „Knallgöwer“. Der erzählt dann, dass der Holländer das VfB-Training früher gerne mit einem Kunstschießen beschloss: Von der Mittellinie aus musste die Torlatte getroffen werden. Allgöwer: „Arie wusste natürlich, dass nur er das hinkriegt.“

„Manchmal auch du“, lachte Haan.

Es waren lustige Zeiten beim VfB. Er war der Haan im Korb, der Entert(r)ainer, der Rudi Carell des Fußballs. Max

„Wir Holländer waren immer Seefahrer. Früher waren wir unterwegs auf den Meeren. Wir sind Abenteurer.“

Merkel, der alte Trainerzampano, notierte als „Bild“-Experte: „Haan ist der Erfinder der guten Laune.“ Nur einmal ist sie Arie vergangen, im UEFA-Cupfinale 1989 gegen Diego Maradona, beim SSC Neapel. Der Schiedsrichter pfiff den VfB aus den Schuhen. „Germanakos“, sagt Haan. Er zischt den Namen heraus. Sogar den Vornamen des Griechen - Gerasimus - lässt er sich nochmal auf der Zunge zergehen, ehe er ihn ausspuckt. Haan fühlt sich beschissen, der UEFA-Cup hätte seinen Trophäenschrank vollends komplettiert.

Schwamm drüber. Es ist nur ein Muckenschiss in der großen Biografie. Er hat Fußball gespielt in den zwei spektakulärsten Mannschaften seiner Zeit: Holland und Ajax. Jedes holländische Kind kann die Namen der Helden aufsagen, Cruyff, Krol, Neeskens, Rep, Haan. Der kam aus Finsterwolde an der ostfriesischen Grenze, wuchs aber genauso mit den Jungen jenseits des Schlagbaums in Emden auf, und beim großen Cruyff und den anderen hatte er schnell seinen Namen weg: „Ich war der Deutsche“. Aber im Fußball war er lieber Holländer.

Sie spielten „Voetbal total“. Sie hatten so viele Angriffslustige, dass Haan Libero spielen musste, König Johan wollte das so. „Cruyff sagte: Keiner spielt mir den Pass von hinten heraus schneller in den Fuß als Du.“ Im WM-Endspiel 1974 in München schoben sich die Holländer den Ball nach dem Anstoß siebzehn Mal zu, von links nach

rechts und vorwärts und rückwärts, und plötzlich ging Cruyff steil, und Uli Hoeneß haute ihn um. Elfmeter. 1:0 nach 56 Sekunden. „Danach wollten sie uns verarschen“, spürte Bernd Hölzenbein, der deutsche Linksaußen. Und am Ende hieß die Frage: Wie kann man so hinreißend Fußball spielen - und doch verlieren?

Haan sieht es so: „Wir Holländer waren immer Seefahrer. Früher waren wir unterwegs auf den Meeren. Wir sind Abenteurer.“ So spielten sie auch Fußball. Locker, lässig, lebensbejahend, leichtsinnig. Ihr Fußball total war wie Sex ohne Kondom. 1978 verloren sie das nächste WM-Finale, in Buenos Aires. Wieder waren sie die Besseren, aber in der Nachspielzeit, es stand 1:1, jonglierte Rob Rensenbrink den Ball freistehend an den argentinischen Pfosten. Das dritte WM-Endspiel, 2010 in Südafrika, vergeigte dann die nächste Generation. 0:0 stand es da kurz vor Schluss in Johannesburg, und Arjen Robben entschied sich mutterseelenallein vor dem spanischen Tor für die zweitbeste Lösung. „Es war furchtbar“, erinnert sich Arie Haan an seine Gefühle in

dem Moment, „aber wir Alten hatten wenigstens einen Trost: Wenn Holland Weltmeister geworden wäre, hätte man uns vergessen.“

So leben sie weiter, die alten Legenden. Sie werden nur weniger. Cruyff. Suurbier. Rensenbrink. Jansen, alle tot. Bei jedem Kameradschaftstreffen von Ajax, Feyenoord oder PSV fehlt wieder einer. Aber ein gutes Gefühl hat Arie Haan vor seinem nächsten Besuch in der alten Heimat, er hat sich Karten besorgt für das Sommerkonzert von Andre Rieu und dem Johann-Strauss-Orchester in Maastricht. „Das ist Musik“, sagt er. Große Oper. Wie früher ihr Fußball.

Jetzt kommt aber erst einmal der runde Geburtstag von Dascha. Sie schwimmt immer noch schnell, bei der SG Glems, bei der letzten Senioren-WM in Südkorea ist sie auf den Kurzstrecken zu Silber und Bronze gekraut. „Viel hat übrigens nicht gefehlt“, erinnert sich Arie Haan am Ende des Geschnetzeltens an die alten Zeiten, „und Dascha wäre für Deutschland geschwommen“ - damals, als er dem VfB eine Zeitlang erfolgreich beibrachte, Fußball zu spielen wie die Holländer. ♦



"Menschenskind, das sind ja meine alten Helden"

Hansi Müller hat sich am 6. August 1977 in seinem ersten Bundesligaspiel gefragt, was sich viele fragen: Wie zieht man den Bayern die Lederhosen aus? Es ist ihm (fast) gelungen. Im Müller-Wettsschießen bot der "Bravo-Boy" dem "Bomber" die Stirn - obwohl er vor den Bayernweltmeistern zunächst in Ehrfurcht erstarrt war.

Als Hansi Müller am sonnigen 6. August 1977 in das mit 71 000 Zuschauern gefüllte Neckarstadion einläuft, um sein erstes Bundesligaspiel zu bestreiten, wird er über seine Vorfriede und das Lampenfieber hinaus noch von einem Gefühl überwältigt, das ihm neu ist.

Ehrfurcht.

Eine Gänsehaut läuft dem VfB-Jungstar über den Rücken, als er beim Warmlaufen zum Gegner hinüberblickt, und er ertappt sich bei der Frage: Bin ich wach oder träume ich? "Menschenskind, dachte ich, das sind ja meine alten Helden - und ich darf da jetzt mitspielen."

Drei Jahre ist es her, dass er sie bejubelt hat. Er war damals 17, saß daheim in Stuttgart vor dem Fernseher, und vor Begeisterung hätte er sich fast kopfüber in den Bildschirm gestürzt, als Gerd Müller im WM-Finale gegen die Holländer das Tor zum Sieg schoss. Hansi war zu der Zeit auch schon ein Held, aber nur ein kleiner, bei den Teenies, sie himmelten ihn an wegen seines guten Aussehens und wählten ihn in ihrer Lieblingszeitschrift zum "Bravo-Boy".

Jetzt, drei Jahre später, steht der junge Müller nahe der Mittellinie unweit vom alten Müller und inhaliert den Hauch des Weltstars. Und den von Sepp Maier, Katsche Schwarzenbeck und Uli Hoeneß. Letzterer ist nicht in Topform und wird nachher nur auf der Ersatzbank sitzen, und Franz Becken-

bauer und Paul Breitner haben sich mittlerweile zu Cosmos New York und Real Madrid verabschiedet. Aber auch die Strahlkraft der verbliebenen Bayernweltmeister lässt Hansi fast erblinden - bis er in der 17. Minute durch einen jähren Pfiff aus seinen Träumen gerissen wird.

Elfmeter für den VfB.

Eigentlich ist das die Sache von Markus Elmer, er ist Schütze Nummer eins. Aber der Verteidiger, ein virtuoser Linksfuß wie Müller, hat sich ein paar Tage zuvor einen Finger gebrochen, er fühlt sich nicht sicher. "Soll ich schießen?", fragt Müller. Elmer nickt, und Hansi legt sich den Ball auf den Punkt, während sich im Tor der Held seiner Jugend groß macht. Sepp Maier start den Jungschützen an, will ihn hypnotisieren, aber Müller schaut einfach weg. 1:0.

"Wir sind dann frech geworden", sagt Hansi.

Leidenschaftlichlichen Hurra-Fußball spielt der VfB, und es ergibt sich ein packendes Spiel, das erste große nach zwei Jahren. Der VfB war abgestiegen und abgetaucht, zweite Liga, zwei verlorene Jahre. Doch jetzt geht das Leben weiter, und das gleich richtig. Bis zur Bewusstlosigkeit hat Trainer Jürgen Sundermann seinen jungen Wilden vor dem Spiel eingetrichtert: "Vergesst den Gegner. Macht euer Spiel, auch wenn die Bayern kommen."

Wenn die Bayern kommen, heulen

bei jedem Gegner die Sirenen, aber in Stuttgart besonders. Dann steigt der VfB-Puls wie der Wasserpegel des Neckars, wenn es drei Tage schüttet. Arie Haan, der ein paar Jahre später VfB-Trainer war, hat angesichts einer Knöchelverletzung seines Scharfschützen Karl Allgöwer einmal zu den Göttern gefleht: "Er muss spielen. Wir brauchen Leute, vor denen die Bayern Angst haben!"

Das Problem ist: Alle VfB-Spieler, vor denen die Bayern Angst hatten, sind irgendwann zu den Bayern gegangen. Jürgen Klinsmann. Giovane Elber. Mario Gomez. Letzterer schoss den VfB anno 2007 zur Meisterschale, aber nach seinem Wechsel nach München hat sich beim Sport-Breitmeyer kein ehrenwerter Schwabe mehr das Trikot mit „Gomez“ beflocken lassen. Ach, fast hätten wir jetzt Dieter Hoeneß vergessen. Der große Blonde mit der hohen Stirn, im Volksmund der "Schwabepfeil", ist als Erster gegangen, anno 1979, für lumpige 180 000 Mark. Sein Bruder Uli, der sich gerade in den Managerjob bei den Bayern hineinarbeitete, steckte als Cleverle hinter dem schlaun Deal - und die VfB-Fans beschimpften ihren Präsidenten Mayer-Vorfelder als Grasdackel und Schofseggel.

Aber am 6. August 1977 ist der Schwabepfeil noch da, sein großer Bruder sitzt nebenan auf der Bayern-Ersatzbank, und der VfB wird immer munterer. 28. Minute: Elmer schießt

aus 25 Metern, Maier schläft, 2:0.

Das Neckarstadion steht jetzt kopf, darunter Dieter Schwemmler. Er war der Letzte, dem ein VfB-Erfolgserlebnis gegen die Bayern geglückt ist, in den frühen 1970ern. Ein versierter Dribbler war er, und ein Schlitzohr, jedenfalls hat er im Rahmen der fußballerischen Höchststrafe keinem Geringeren als Beckenbauer einen Beinschuss verpasst. Dem Kaiser! Majestätsbeleidigung, grantelten die Bayern, und Schwemmler mußte in Stuttgart danach wochenlang Autogramme geben, fast hätte ihn OB Rommel auch noch ins Rathaus eingeladen.

Elmers Weitschuss ist jedenfalls so schön wie Schwemmlers Beinschuss. Aber die Freude währt nur kurz, die Bayern antworten standesgemäß. 36. Minute: Norbert Janzon, 2:1. 43. Minute: Gerd Müller, 2:2.

Alles läuft wie immer, fluchen die Schwaben, warum treten wir gegen die Bayern überhaupt noch an? Warum kapitulieren wir nicht kampflos? Der Freudentaumel des circa 20 000köpfigen Münchner Anhangs ist kaum zu ertragen und das Selbstbewußtsein der Bayern plötzlich wieder so prall wie das Dekollete einer Maßkrugkellnerin beim Oktoberfest - und die 50 000 VfB-

Schwaben fangen wieder an, sich mit ihrem tief sitzenden Minderwertigkeitskomplex abzufinden.

Aber warum eigentlich?

"Mir san mir, stärker wie die Stier", behaupten diese bajuwarischen Hochstapler, dabei sind das erste Motorrad der Welt (1885), die erste Kutsche (1886), das erste Boot (1887) und das erste Luftschiff (1888) in Baden-Württemberg erfunden worden, so dass die Stuttgarter VfB-Väter anno 1893 schon motorisiert zu ihrer Gründungsversammlung gelangten, lange bevor einer den Bayern den aufrechten Gang beigebracht hat, damit sie wenigstens zu Fuß gehen konnten. Und wo würden die Schickimickis von der Isar ihre Lodenmäntel kaufen, wenn nicht beim Loden-Frey, einem Schwaben? Die Münchner Abendzeitung hat diese Entwicklungshilfe einmal mit dem gebührenden Respekt gewürdigt: "Die Käspätzle verdrängen den Knödel."

Auch im Fußball müssen die Stuttgarter den Bayern regelmäßig auf die Sprünge helfen, in dem Fall mit Torjägern. Oder mit einem Trainer, spontan denkt man an Felix Magath. Andersrum läuft es weniger gut, einmal haben die Bayern dem VfB ihren Cotrainer Egon Coordes überlassen. Der war als Verteidiger der Cannstatter einst abgestiegen, und als er Mitte der 80er als Cheftrainer wieder auftauchte, empfanden ihn böse Zungen als bestbezahlten Stimmungstörer seit der Erfindung der schlechten Laune.



VfB-Aufsteiger: Ohlicher, Hitzfeld, Müller

**Schiedsrichter
Dreher fragt:
"Wer schießt
denn?"**

**Müller:
"Ich wieder."**



Aber manchmal, zugegeben, hat der VfB auch Glück gehabt. Zwei Jahre lang überließen ihm die Bayern beispielsweise den Auszubildenden Philipp Lahm. Und Spielmacher Asgeir Sigurvinsson und Libero Kurt Niedermayer, die in München irgendwie übrig waren, haben den VfB sogar 1984 zum Deutschen Meister gemacht. Wie acht Jahre später Dieter Hoeneß, der Schwabenpfeil war heimgekehrt und jetzt VfB-Manager. Auf Linksaußen kurvte der Ex-Bayer Ludwig ("Wiggerl") Kögl zur Meisterschale. Trickerl-Wiggerl hatte ein einfaches Erfolgsrezept: "I spui mei Spui - entweder i geh links vorbei, oder i geh rechts vorbei."

Am 6. August 1977 ist Kögl aber noch gar nicht dabei, da ist er erst 11 und ein Pimpf in Penzberg. Aber dafür ist ja Hansi Müller dabei.

54. Minute. Wieder ein schriller Pfiff, wieder Elfmeter für den VfB. Müller schaut erneut nach hinten zu Elmer, aber der winkt mit seinem gebrochenen Finger immer noch ab. Schiedsrichter Dreher fragt: "Wer schießt denn?" Müller: "Ich wieder." Sepp Maier starrt ihn wieder an. Aber der coole VfB-Shootingstar lässt sich wieder nicht hypnotisieren. 3:2. "Was hilft den Bayern ihre Routine gegen diese Kampfkraft der Stuttgarter?", staunt Bundestrainer Schön auch nach einer Stunde noch. Und auf der Tribüne beginnt der VfB-Boss Mayer-Vorfelder wieder zu träumen. "Wenn wir gegen Bayern gewinnen", hat er dem Turnweltmeister Eberhard Gienger einmal geschworen, "springe ich mit dir über dem Stadion mit dem Fallschirm ab."

Doch dann beginnt das Zittern.

Die jungen Wilden bekommen Herzklopfen, und den VfB-Fans steht der Angstschweiß auf der Stirn, denn die Bayernstars krepeln die Ärmel hoch. Ihre Angriffslawine rollt, der VfB wird vollends gepackt von der panischen Angst vor dem drohenden Sieg, und 35 Sekunden vor dem Schlusspfiff passiert das Unvermeidliche: Bomber Müller staubt ab, 3:3. VfB-Trainer Sundermann knallt vor Wut seine Stoppuhr auf die Tartanbahn, und Bundestrainer Schön sagt auf der Tribüne: "Jaja, der Gerd."

Aber auch der Hansi ist zufrieden, 2:2 ist das Torduell der Müllers ausgegangen, der Bravo-Boy hat dem Bomber die Stirn geboten wie früher der Schwemme dem Kaiser - und wenig später ist Hansi Müller der nächste Müller in der Nationalmannschaft. ♦



Derby-Duell im Strafraum: Dollmann bekämpft Hitzfeld

**"Ich habe Blut
geschwitzt"**

Dieter Dollmann war als Spieler und Manager der graue Star der Blauen. Bei allen Höhenflügen war er dabei. Auch heute, als Pilot, hebt er noch gelegentlich ab, denn über den Wolken ist der Himmel kickersblau. Auf einem Flugplatz in Libyen hätte er sich für die Kickers sogar einmal fast verhaften lassen. Ghadafi war schuld.

Der Mann, über den wir hier und heute reden wollen, ist noch von gestern - genau gesagt von kurz nach dem Krieg, als die Kinder beim Buddeln noch die aufregendsten Sachen fanden.

Zum Beispiel in einem Bach. In dem Fall war es die Sulm, an einem sonnigen Tag anno 1953 in Binswangen bei Heilbronn. Sechsjährige Buben sind neugierig, und plötzlich hatte der kleine Dieter dieses tolle Ding in der Hand. Es war so anders als alle Spielzeuge, die er bis dahin kannte, und es hatte an den Kapsel sogar einen Stiel, an dem er zupfen konnte. Bis ihn ein Bauarbeiter sah und brüllte: "Leg des Deng weg, Bua! Und dann lauf!"

Sein Leben lang, auch als großer Dieter, hat er diesen Schrei nie mehr vergessen. Und dass er furchtbar erschrak, das Ding weglegte und losrann. Und dass dann Männer kamen, die die Handgranate entschärften. Seither weiß er, dass das Schicksal launisch ist und den Daumen mal hebt und mal senkt. "Man braucht Schutzengel", sagt Dieter Dollmann, der schon mit 6 hätte tot sein können.

Stattdessen ist er jetzt Mitte 70.

Gut schaut er aus. Altes Kampfge-
wicht. Die Konturen sind komplett erhalten. Jedenfalls steckt er nicht in diesem Teufelskreis, den die unvergessene Rock-Röhre Tina Turner ("Private Dancer") mit Siebzig so geschildert hat: "Ich bin nun in das Alter gekommen, in dem ich erst mein Gebiss und mein Hörgerät nötig habe, um zu fragen, wo meine Brille ist." Auch seine linke Hüfte hat sich Dollmann wieder richten lassen. Sie hatte ihn jahrelang so gepiesackt, dass er als Private Dancer das Tanzbein nicht mehr schwingen konnte, gehinkt hat er, oder auf Schwäbisch, damit es jeder versteht: geknappt.

So ist das, wenn man in seinen besten Jahren für die Stuttgarter Kickers alle paar Tage die Knochen, die Knie und den Kopf hinhält, die Scharniere hat er sich dabei ruiniert. Dass er grau geworden ist, wollen wir den Blauen aus Degerloch jetzt aber nicht auch noch in die Schuhe schieben, denn das war er immer. "Schon mit 17", erinnert er sich, "habe ich einmal unbemerkt im Altherren-Team in Neckarsulm ausgeholfen." Später, bei einem Zweitligaspiel in Saar-

brücken, hat ihn die Tribüne sogar übel gehänselt: "Gib Gas, Opa!" - worauf er mit seinem Markenzeichen, dem langen Schritt, geschwind nach vorne stürmte, strammer Schuss und Tor. Er war der graue Star.

Aber vor allem ein blauer Star.

Ach, ist es den Kickers damals noch gut gegangen, als der Metzgermeister und Ehrenratsvorsitzende Fritz Seeger von der morschen Tribüne auf dem Kickersplatz schrie: "Auf, Ihr blauen Götter!" Dollmann, den alle Dolli nannten, war einer davon, seit 1973. Von der Spielvereinigung Ludwigsburg war er gekommen, aber ein halbes Jahrhundert später muss die Wahrheit jetzt endlich auf den Tisch: Genausogut hätte er bei Besiktas Istanbul landen können.

Es war so: Heimlich und hinter dem Rücken der ahnungslosen Kickers flog Dolli damals mit ein paar befreundeten Frankfurter Promikickern in die Türkei und trumpfte an der Seite des Eintracht-Altmeisters Erwin Stein und des Boxeuropameisters Rüdiger Schmidtke derart auf, dass ihn die Gastgeber anflehten, in der zweiten Halbzeit doch bitte für Besiktas zu spielen. Sofort

schoß Dollmann ein fulminantes Tor, 25 000 Türken besangen ihn, und die Besiktas-Bosse legten ihm abends einen unterschrittsreifen Vertrag hin. "Ich musste meine Forderungen stündlich höherschrauben", erzählt er, "damit sie endlich aufgaben."

Umso glücklicher hat Dolli dann die Blauen gemacht. Er kam als Vollstrecker und wurde später zum Abwehrchef mit Vorwärtsdrang: 296 Punkt- und Pokalspiele, 29 Tore. Zehn Jahre lang hat er alles gegeben, und als treuer Blauer hätte er sich notfalls sogar verhaften lassen. 1977 spielten sie in Libyen, und Staatschef Ghadafi hatte das Fotografieren öffentlicher Gebäude strengstens verboten. Doch was tut der Kickers-Geschäftsführer Günther Dengler vor dem Heimflug? Holt die Videokamera raus, filmt den Flughafen von Bengasi - und schiebt, als sich plötzlich im Laufschrift zwei Soldaten mit Maschinenpistolen nähern, die Kassette kurzerhand Dollmann in die Manteltasche.

"Ich habe Blut geschwitzt", sagt Dolli.

Für dolle Geschichten war er immer gut, sogar für den ersten Videobeweis im Fußball. Am 21. Oktober 1978 verloren die Kickers in der Zweiten Liga in Neunkirchen, dabei war der entscheidende Schuss einen Meter am Pfosten vorbeigegangen. Aber der Ball verhedderte sich von hinten undurchschaubar im Netz, und das Tor zählte. Fuchsteufelswild rannte Dollmann zum Linienrichter. "Der hatte", erinnert er sich,

"Ich war ja auch mal mit den Stuttgarter Kickers im Endspiel.

I hab' nur ein Problem g'habt: I bin auf der Tribüne g'hockt. Es war so ein Scheiß, i wollt gar net mit, i war so sauer.

Des tut mir heut' no weh."

"geschwollene Augen und eine Fahne, dass ich selbst fast davon besoffen wurde." Die Kickers legten Protest ein, und Augenzeuge Dollmann erkämpfte ein Wiederholungsspiel, das sie prompt gewannen.

Mit seinem aristokratischen Laufstil und seinem vornehmen Auftritt, immer schick, stets charmant, entsprach Dolli perfekt den anspruchsvollen Vorstellungen des damaligen "Blauen Adels" auf der Tribüne. Virtuos klimperte er im richtigen Leben auch noch auf dem Klavier oder griff zum Saxophon, und nach einer Talk-Show im Theater der Altstadt notierte ein beeindruckter Kritiker: "Zum Erstaunen des Publikums entlockte Dollmann der Querflöte glöckchenreine Töne."

Ähnlich erfolgreich machte er nach der Fußballerkarriere als Manager weiter. Er wurde Verkaufsleiter und Prokurist bei "ADM Silhouette", der Brillenfirma des Kickerspräsidenten Axel Dünnwald-Metzler, und bestieg mit den Blauen den Gipfel ihrer Vereinsgeschichte. Mit einem geistesgegenwärtigen Protest ging es los: Bei der Auslosung der ersten Runde im DFB-Pokal 1986/87 fiel die Hülse der Kickers aus Versehen unter den Tisch, und der Einfachheit halber wollte der DFB den Blauen dann ein Auswärtsspiel gegen die letzte verbliebene Kugel (das war die von Tennis Borussia Berlin) aufs Auge drücken. Aber der Manager Dollmann erzwang die Wiederholung der kompletten Losprozedur - und am Ende der



Christian Streich



Thomas Tuchel

Saison standen die Kickers im DFB-Pokalfinale in Berlin.

Nach heftigem Widerstand ist das Endspiel gegen den HSV 1:3 verloren gegangen, aber traurig erinnert sich Dollmann auch an Christian Streich. Der war damals noch ein blutjunger Mittelfeldspieler bei den Kickers, und als er 2022 dann als Trainer des SC Freiburg ins Finale einzog, hat er die uralte Geschichte so erzählt: "Ich war ja auch mal mit den Stuttgarter Kickers im Endspiel. I hab' nur ein Problem g'habt: I bin auf der Tribüne g'hockt. Es war so ein Scheiß, i wollt gar net mit, i war so sauer. Aber der Präsident Dünnwald-Metzler hat zu mir g'sagt: Komm, Bub, mir gehn zusammen nach Berlin, und du setzt dich neben mich. Des tut mir heut' no weh."

Dollmann tut es auch weh. Er hatte Streich verpflichtet. Der war 20 und nicht direkt ein Messi, aber laufstark beackerte er das Mittelfeld, und die gegnerischen Spielmacher schnallten sich an, sobald sie seinen heißen Atem im Nacken spürten. Voller Respekt erinnert sich Dollmann an den stets Hochmotivierten: "Oft bestand die Gefahr der Selbstverstümmelung - man hatte Angst, dass sich Christian bei seinen Grätschen einen Kreuzbandriss zuzieht."

Dollmann hatte bei der Personalplanung überhaupt ein durchaus scharfes Auge. Er fand auch den Verteidiger Thomas Tuchel, den heute alle Welt kennt. Oder Fredi Bobic. Oder Juan

Cayasso. Der Mann aus San Jose galt als Niemand, bis er bei der WM 1990 als Spielmacher von Costa Rica das Zaubern anfang. Dünnwald-Metzler und Dollmann saßen in Stuttgart vor dem Fernseher, staunten, stiegen bei Nacht und Nebel ins Flugzeug - und fortan jonglierte die schwarzen Perle den Ball für die Blauen, die prompt wieder aufstiegen.

Ach ja, und Tony Baffoe natürlich. Der Diplomatensohn aus Bonn darf an dieser Stelle als Dollmann-Fund nicht unterschlagen werden. Das Rüstzeug für seine Nationalelfkarriere in Ghana holte er sich Ende der 80er Jahre bei den Kickers - denen er im Gegenzug siegen half, indem er beispielsweise charmant mit dem Schiedsrichter flirtete: „Vergiß nicht, wir sind Brüder - ich bin schwarz, du bist schwarz.“

Schwarzen Humor hatten die Kickers und Dollmann oft genug nötig, aber der Spaß ist ihm auch als Manager nicht vergangen. Nach zwanzig Jahren, zwei Bundesligaaufstiegen, einem DFB-Pokalfinale und fünf Ehrennadeln in Gold war dann Schluss, den Pilotenschein hat er gemacht, und nach den Höhenflügen mit den Kickers macht er jetzt seine eigenen. "Über den Wolken", lacht Dollmann. Denn dort ist der Himmel kickersblau. Eine Zweimortige ist es übrigens, "für den Fall, dass ein Motor unterwegs ausfällt."

Seit der Handgranate passt Dolli auf sich auf. ♦



“Einfach geradeaus. Und raus. Und ab.”

Reinhard Häfner ließ sich von Hermann Ohlicher den Ball vom Fuß grätschen - und die 70 000 im Neckarstadion ahnten nicht, dass der DDR-Star und der VfB-Kapitän gleichzeitig die verrückteste Republikflucht der deutsch-deutschen Fußballgeschichte besprachen: Draußen wartete schon das Auto, mit laufendem Motor.

Neil Armstrong stand auf dem Mond auf der Sprosse seiner Leiter und sagte: „Es ist ein kleiner Schritt für einen Menschen, aber ein großer Schritt für die Menschheit.“

Ein kleiner Schritt? Das klingt so simpel, so kinderleicht. Auch der Mensch, von dem hier die Rede sein soll,

hatte nur noch einen kleinen Schritt vor sich: Statt auf dem Mond wollte er in der Bundesliga und in Freiheit landen. Und im letzten Moment begriff er, dass es ein großer Schritt war - jedenfalls für einen Fußballer aus der DDR.

Die Geschichtsbücher sind voll mit dem deutsch-deutschen November

1989, und es gibt tausend schöne Geschichten darüber, wie für Andy Thom, Thomas Doll, Ulf Kirsten, Matthias Sammer und die anderen Kanonen des Ostens über Nacht nicht nur die Mauer, sondern auch die Sonne des großen Fußballs aufging - aber wer kennt die Geschichte von Reinhard Häfner?

Es ist eine Geschichte aus einem anderen, zehn Jahre früheren deutsch-deutschen November, dem von 1979. Die Alten unter uns wissen noch, was für ein großartiger Fußballer dieser Häfner war, elegant und genial. Er war einer der Besten der DDR, 58 Länderspiele, Olympiasieger 1976, gefeiert im Osten und begehrt im Westen. Auch sein Traum von der Bundesliga (und vom VfB, soviel sei schon einmal verraten) hätte problemlos in Erfüllung gehen können, wie später der von Matthias Sammer. Häfner war nur zehn Jahre zu früh dran. Die Mauer stand noch, verrammelt mit Stacheldraht, und er wusste: Wenn ich diesen kleinen Schritt mache, gibt es kein Zurück.

„Mein Gott“, fragt sich noch heute Hermann Ohlicher, der ehemalige Meisterkapitän des VfB Stuttgart, „was muss in Häfners Kopf vorgegangen sein auf diesen fünfzig Metern?“

Fünfzig Meter können sich zu einer lähmenden Ewigkeit hinziehen, wie an jenem 7. November 1979. Im UEFA-Cup trifft der VfB auf Dynamo Dresden, also Deutschland auf Deutschland, oder „wir gegen uns“, wie man damals sagt. 70 000 Schwaben sind an dem Abend im Neckarstadion, und sie haben alle nicht die leiseste Ahnung, was sich da unten auf dem Platz abspielt.

Vor allem in der 20. Minute. VfB-Kapitän Ohlicher schaut hoch zur Anzeigetafel, zur großen Uhr. Es ist soweit. Denn vor dem Spiel hat einer zu ihm gesagt: „In der 20. Minute gehst Du zu

Häfner, er wartet auf Dein Stichwort.“ Ohlicher läuft im nächsten Moment also im Mittelfeld dicht an Häfner vorbei und flüstert ihm das Codewort zu. Häfner nickt. Alles ist exakt eingefädelt. Gleich nach dem Halbzeitpfeiff wird es passieren, wenn die Spieler in die Kabine gehen. Direkt vor dem Stadion, auf dem Parkplatz P 1, wartet ein Auto, mit laufendem Motor.

Was da geplant ist, ist die unfassbarste Flucht der deutsch-deutschen Fußballgeschichte. Viele DDR-Kicker sind abgehauen, vorher und nachher, von Lutz Eigendorf über Jürgen Sparwasser bis Frank Lippmann, der bei einem unvergesslichen 3:7 von Dynamo Dresden im UEFA-Cup bei Bayer Uerdingen noch ein Tor schießt und nach dem Spiel in der Tiefgarage des Hotels in einen Fluchtwagen steigt. Aber bei Halbzeit? Vor 70 000 Zuschauern? Flucht, live im Fernsehen womöglich?

Häfner ist bereit. Beim Hinspiel in Dresden, zwei Wochen zuvor, sind sich die Schwaben und er nähergekommen. Er wird künftig für den VfB spielen. Er muss vorher nur noch flüchten, und der Weg klingt einfach. „Vom Spielfeld runter“, erinnert sich Ohlicher an den Plan und an die Örtlichkeiten, „und dann nicht nach rechts in die Kabine, sondern einfach geradeaus. Und raus. Und ab.“

Keiner der Beteiligten hat eine Vorstellung, was direkt danach im Tumult passieren wird. Wie werden die Dresdner reagieren, und die Stasi-Mäntel in

ihrem Gefolge? Brechen sie das Spiel ab? Aber daran denkt Häfner nicht, er hat ganz andere Probleme, als der englische Schiedsrichter Patrick Partridge zur Halbzeit pfeift. Er hat jetzt noch fünfzig Meter.

Ein paar kleine Schritte noch - und dann?

Vor ein paar Jahren hat sich, nachdem ich die Geschichte über Häfners Fluchtplan in der Zeitung „Die Welt“ erstmals geschildert hatte, sein Tochter Romy gemeldet. Sie lebte inzwischen in Wien, glücklich liiert mit einem Argentinier, aber am Telefon ging sie zurück in ihre Gefühlswelt damals in Dresden. „Papa“, sagte sie, „hat mir später erklärt, wie es war.“

Reinhard Häfner hat über die inneren Qualen, die er im Moment nach dem Halbzeitpfeiff im Neckarstadion verspürte, öffentlich nie gesprochen, nur einmal, circa zwanzig Jahre später. Da nahm er in München an einem Turnier alter Kanonen teil und spielte in einer Mannschaft mit Karl Allgöwer, dem Exnationalspieler des VfB. Der kannte die alte Fluchtgeschichte vom Hörensagen und sagte augenzwinkernd zu Häfner: „Ich hätte schon früher gerne mit Dir zusammengespielt.“ Häfner schaute ihn an, schmunzelte und erzählte Allgöwer den Rest der Geschichte. Die letzten Schritte. Die letzten Gedanken.

Diese letzten Sekunden.

Konnte er die Familie, auch wenn alles besprochen war, wirklich zurücklassen in Dresden? Würden seine Frau



und das Töchterchen eine Ausreisegenehmigung erhalten nach seiner Flucht, oder wären sie fortan von Schikane bedroht? Und wäre er selbst, hochdekoriert mit dem Vaterländischen Verdienstorden der DDR, über Nacht nur noch ein Vaterlandsverräter, ausgestoßen aus den Annalen, ausgespuckt, so wie es in den folgenden Jahren vielen ergehen wird, auch seinen Dynamomitspielern Peter Kotte, Matthias Müller und Gerd Weber? Vor einer Länderspielreise nach Argentinien

„Ich konnte einfach nicht“, sagt Häfner zwanzig Jahre später zu Allgöwer, „ich habe es einfach nicht hingekriegt.“

werden sie auf dem Ostberliner Flughafen Schönefeld von der Stasi verhaftet wegen versuchtem „ungesetzlichem Grenzübertritt“, und Weber geht elf Monate in den Knast.

Häfner muss sich entscheiden. Ein letzter, kleiner Schritt, er steht an der Weggabelung seines Lebens. Jetzt? Oder nie? Im nächsten Moment rennt er nicht geradeaus auf den Parkplatz, sondern biegt ab nach rechts. In die Dynamo-Kabine, zum Pausentee. „Ich konnte einfach nicht“, sagt er zwanzig Jahre später zu Allgöwer, „ich habe es einfach nicht hingekriegt.“

Reinhard Häfner bleibt für den Rest seines Lebens in Dresden. 366 Spiele macht er für Dynamo, und als Trainer wird er 1990 DDR-Meister und Pokalsieger und schafft es so doch noch in die Bundesliga, mit seinem Heimatklub. Mit 64 ist er gestorben, an Krebs. Hermann Ohlicher, die Ikone des VfB, behält ihn in fester Erinnerung. Vor allem vergisst der Stuttgarter aber nie diesen Moment im Kabinengang, gleich nach der Halbzeit, auf dem Rückweg zum Wiederanstoß: „Häfner war immer noch da.“ Wortlos schauten die beiden sich an.

Das Spiel ging weiter. ♦



“Hör jetzt gut zu, Felix, ich hab Dir da einen”

Philipp Lahm ist als Turnierdirektor der EM 2024 nirgends so herzlich willkommen wie in Stuttgart. Unter allen Beute-Schwaben ist der Bayer der berühmteste: Womöglich hätte seine Karriere als Weltstar ohne den VfB nie begonnen - genauer gesagt: ohne diesen Telefonanruf im Mai 2003.

Im Mai 2003 griff Hermann Gerland aufgeregt zum Telefon. Viel hat nicht gefehlt, und er hätte die „911“ angerufen.

Jedenfalls war es ein Notruf.

Gerland trainierte seinerzeit die zweite Mannschaft des FC Bayern, und das Schicksal eines seiner Spieler brachte ihn schier um den Schlaf. Der junge Mann war neunzehn, die Bayern trauten ihm den großen Sprung noch nicht zu, aber Gerland spürte: „Es wäre eine Schande gewesen, wenn er weiter in der Regionalliga hätte spielen müssen.“

Zur Klarstellung: Gerland war keiner, der ein Talent vorschnell mit den höheren Weihen verwöhnte. Grundsätzlich war er eher ein skeptischer Grantler, einmal entfuhr ihm sogar der Satz: „Von den heutigen Profis traut sich im Dunkeln keiner mehr auf die Straße.“

Aber dieser Neunzehnjährige war anders. Das war einer wie er, und wie der Bundesligaverteidiger Gerland früher war, beschreibt der Extorjäger Jupp Heynckes in der Erinnerung mit Grausen: „Die offenen Wunden am Schien-

bein habe ich immer noch.“ Man nannte Gerland den „Tiger“, er war bissig und hungrig - und als der Trainer jetzt sah, dass dieser Neunzehnjährige darüber hinaus auch noch richtig Fußball spielen konnte, bot er ihn quer durch die Bundesliga an. Er holte sich von den vielen Absagen fast ein wundes Ohr - bis er an Felix Magath geriet, der damals den VfB trainierte.

„Hör jetzt gut zu, Felix“, sagte Gerland, „ich hab Dir da einen.“

Magath wusste: Der Tiger lügt mich nicht an. Sie tickten auf einer Wellen-

länge, sie liebten beide den Medizinball als Trainingsinstrument, und als Gerland erzählte, dass der junge Mann auch noch einen starken Charakter hat, vergaß Magath den bettelarmen Zustand des VfB und ging mit dem Hut sammeln, um die circa 100 000 Euro Leihgebühr zusammenzukratzen. So fing im Sommer 2003 die Karriere des Philipp Lahm an.

Die Folgen sind bekannt: Bester Verteidiger der Welt, Weltmeister, Klub-Weltmeister, Champions-League-Sieger, achtmal Deutscher Meister, sechsmal DFB-Pokalsieger, Fußballer des Jahres, Kapitän der Nationalmannschaft, 113 Länderspiele, 385 Bundesligaspiele. Andere sind jedes Jahr ein



paar Wochen lang Klasse, aber Lahm war Woche für Woche Klasse, Spiel für Spiel. Hinten war er ein Wadenbeißer und weiter vorne ein Virtuose am Ball, er war Verteidiger und Außenstürmer, und die Kalklinie hat gestaubt, wenn er sich beim Auf und Ab da draußen am Flügel ständig unterwegs selbst begegnete.

„Er ist der intelligenteste Spieler, den ich je trainiert habe“, behauptet Pep Guardiola, und der Spanier hat immerhin Lionel Messi trainiert - dass er den späten Lahm beim FC Bayern dann auch noch zum Spielaufbauer im zentralen Mittelfeld machte, war vollends der Ritterschlag.

Lahm zieht auch heute noch die Fäden, inzwischen als Turnierdirektor der EM 2024. „Wir wollen“, sagt er, „ein Fest veranstalten, das einen Aha-Effekt hat.“ Das WM-Sommermärchen von 2006 will er wiederholen, und um das Wir-Gefühl und den gesellschaftlichen Zusammenhalt wiederzubeleben, krembelt er wie seinerzeit die Ärmel hoch, spuckt in die Hände und ruft in Richtung Nationalmannschaft: „Es muss wieder in die Köpfe der Spieler, dass sie ihr Land vertreten und als verschworene Einheit auftreten.“ Das hat er in den letzten Jahren vermisst - „dass sich einer für den anderen auf dem Platz aufopfert.“

Voller Wehmut erinnern sich an Philipp Lahm alle Fußballdeutschen - und voller Wehklagen seine Gegenspieler.

Fragen Sie Nuno Capucho. Der

Portugiese befand sich bei den Glasgow Rangers in der Blüte seines Stürmerlebens, als er auf den jungen VfB-Lahm traf. In der Champions League war das, früh im neuen Jahrtausend, und für Capucho wurde der Abend zum Albtraum. Da hatte er jahrelang die besten Verteidiger der Welt vernascht, sie schwindlig gedribbelt, sie gemütskrank gespielt, aber um Lahm kam er kein einziges Mal herum. Wenn Capucho ausholte, um aufs VfB-Tor zu schießen, war der Ball immer schon weg – und der kleine Lahm damit auf und davon.

In der üppigen VfB-Geschichte ist kein Rechtsfußler urkundlich erwähnt, der an der linken Kalklinie mit dem falschen Bein auch nur annähernd so gut zu Fuß war wie Lahm. Erstaunlich war seine Ballsicherheit und Übersicht, selbst in höchster Bedrängnis brachte er die Kugel noch durch die hohle Gasse zum Nebemann. Und wenn jeder gewettet hätte, dass Lahm gleich einen Haken nach innen schlägt, um mit rechts zu flanken, machte er stattdessen seinen Bauerntrick, wuselte außen vorbei bis zur Torauslinie – und alles mit links.

Auf der verkehrten Position musste Lahm anfangs noch spielen, aber im Kopf stimmte von vornherein alles. Einmal war er im ZDF-Sportstudio und erzählte, dass er nicht zu denen gehört, die einen Hofstaat aus Beratern beschäftigen. „Mir helfen“, sagte er, „zwei Freunde.“ Andere Jungstars ließen sich längst fernsteuern von Ratgebern aller Art,



**„Wir wollen
bei der
EM 2024
ein Fest
veranstalten,
das einen
Aha-Effekt
hat.“**

die ihnen beim Vertragspoker auch noch Schlechtwettergeld und ein beheizbares Trikot herausholten, aber Lahm war Lahm. Er entsprach nicht dem Klischee des verwöhnten Jungdotters unter den Weicheiern.

Kurz: Er war genau der Richtige für den VfB, der sich zu der Zeit nur angehende Weltmeister leisten konnte, die nichts kosten. Jedenfalls war er einer der Fälle, in denen der VfB die Fehler, die sich der FC Bayern in jedem Jahrzehnt einmal erlaubt, brutal ausnutzt. 1984

hießen diese Fehler Sigurvinsson und Niedermayer, und 1992 war es der kleine Kögl, der als Trickerl-Wiggerl alles schwindlig gekögelt und am Ende der Saison den Ball noch an die Birne von Buchwald gezirkelt hat - und, batsch, war der VfB wieder Deutscher Meister.

Diesmal also Lahm. Zwei Jahre war er da, ehe die Bayern ihren Fehler rückgängig machten. Meister ist der VfB zwar nicht ganz geworden, aber für Champions League-Feste hat es gereicht, und der Hochbegabte startete

senkrecht durch, vorbei an allen Bedenkenträgern und Zweiflern, oder sagen wir es mit Gerland: „Für einige war er zu leicht.“

Und der Längste war Lahm ja auch nicht. Es war später immer wieder ein witziges Bild, wenn die Fernsehkamera bei der Nationalhymne plötzlich vom Torwart Neuer mit einem ruckartigen Schwenk zwei Köpfe tiefer ging, hinunter zum DFB-Kapitän Lahm, der dort mit Hingabe sein „Blüh im Glanze dieses Glückes, blühe, deutsches Vaterland“ vor sich hingeschmetterte.

Die Kleinen haben, so dicht über der Grasnarbe, kein leichtes Leben. Humphrey Bogart hat sich früher eine Sprudelkiste oder das Telefonbuch von New York unter die Füße schieben lassen, um in „Casablanca“ zu Ingrid

Bergman sagen zu können: „Schau mir in die Augen, Kleines“. Und oft genug hört man fragwürdige Scherze. Kennen Sie den? Die deutschen Exweltmeister Hässler, Littbarski und Thon, alle um die Einssechzig, klettern auf einen Barhocker. „Drei Kurze“, sagt Litti. Darauf der Wirt: „Das sehe ich. Und was wollt ihr trinken?“

Die Kurzen rächen sich dann auf ihre Art: Als Charlie Chaplin, Woody Allen, Frank Sinatra und Dustin Hoffmann nicht mehr wuchsen, beschloßen sie, Weltstar zu werden. Und die Fußballer zeigen, dass in der Kürze die Würze steckt, indem sie Weltmeister werden, siehe Maradona, Messi und Lahm. Der hat sich, wenn es um die Wurst ging, die hohen Stollen unter die Stiefel geschraubt und ist über sich hinausgewachsen mit der Devise: Je kleiner der Kerl, desto größer der Ehrgeiz.

Philipp Lahm hat sich nie unterkriegen lassen. Er ist den gewaltigsten Riesen über den Kopf gewachsen und kann sich eines fernen Tages getrost in den Grabstein meißeln lassen: „Er war schwächling, aber mächtig.“ Sein Zeuge ist Michael Ballack. Der war in der Nationalmannschaft jahrelang der hühnerhafte „Capitano“, aber als er sich vor der WM 2010 verletzte und im Gipskorsett lag, war Lahm sofort bereit für die Machtergreifung, Viele dachten spontan an den einstigen Nationallinksaußen Dieter Eckstein, der beim 1. FC Nürnberg unter drei circa einsfünfundsechzig großen Präsidenten gespielt hat-

te und fortan behauptete: „Die Kurzen mit den hohen Absätzen sind gefährlich.“

Lahm hat sogar Kopfbaltore gemacht, ohne vorher weinerlich nach einem Schemel zu rufen, er hatte diesen eisernen Willen. „Im Schnitt schieße ich bei der Nationalmannschaft etwa alle zwei Jahre ein Tor“, hat er einmal glaubhaft erzählt, aber bei der WM 2006 schoss er im Eröffnungsspiel dann gleich das erste. Endstand: 4:2 gegen Costa Rica. Lahms traumhafter Schlenzer, hoch ins Eck, war der Startschuss ins anschließende Sommermärchen.

In Stuttgart, seinem Geburtsort als Fußballstar, ist das glorreiche Turnier damals passender Weise zu Ende gegangen, erst im Hotel Graf Zeppelin und dann im Stadion. „Es gab während der WM 2006 viele unglaublich schöne Erlebnisse“, erinnert er sich in stillen Stunden, „am beeindruckendsten aber war,

Exweltmeister Hässler, Littbarski und Thon, alle um die Einssechzig, klettern auf einen Barhocker. „Drei Kurze“, sagt Litti. Darauf der Wirt: „Das sehe ich. Und was wollt ihr trinken?“

als wir zum Spiel um Platz drei nach Stuttgart gekommen sind.“ Eigentlich war die Luft raus. Unglücklich hatte das DFB-Team das Halbfinale gegen Italien verloren, und jeder Versuch der nochmaligen Motivation war so gut wie aussichtslos.

„Und dann“, hat Lahm den Schlüsselmoment später der „ZEIT“ detailliert geschildert, „kommen wir nach Stuttgart. Ich glaube, unser Bus hatte zwei Stunden Verspätung. Es gab einen Platzregen, es hat geschüttet ohne Ende und trotzdem haben, ich tippe mal, 15 000 Fans vor unserem Hotel gewartet und uns zugejubelt. Das war ein unglaubliches Gefühl. Unten wurden die Straßen abgesperrt. Wir waren dann abends um zehn Uhr oben bei den Physiotherapeuten, und die Leute haben draußen immer noch bis in die Nacht hinein gesungen. Das war Wahnsinn. Das hat uns nochmal die Motivation



Drei gegen den Abstieg: Khedira, Lahm, Gentner

**„Mit meiner
Beratung
will ich dazu
beitragen,
dass der VfB
wieder ein
Verein ist,
der viel öfter
gewinnt als
verliert.“**

gegeben, so ein gutes Spiel um Platz drei hinzulegen.“

3:1 gegen Portugal. Auch Cristiano Ronaldo fand keine Antwort, der angehende Superstar fühlte sich bitter erinnert an den 1. Oktober 2003. Sein erstes Champions-League-Spiel hatte der Portugiese an jenem Abend gemacht, im Dress von Manchester United gegen den VfB, und schon damals war er wie gelähmt ob der Anwesenheit von Lahm. Nur einmal wurde es eng, Lahm traf in höchster Rettungsnot den VfB-Pfosten, von dort sprang der Ball zu Ronaldo, der stürzte im Zweikampf mit VfB-Torwart Timo Hildebrandt, und Ruud van

Nistelrooy verwandelte den Elfmeter zum 2:1. Dabei blieb es, in einem der größten Spiele in der Geschichte des VfB. „Heute war alles perfekt“, sagte Felix Magath - und wenn nicht erstunken und erlogen ist, was man hört, hat der Trainer sich in jener Nacht vor dem Spiegel selbst begrüßt und beglückwünscht für seine weise Voraussicht in Sachen Lahm.

Philipp Lahm ist in Stuttgart jedenfalls immer herzlich willkommen, und wenn Not am Mann ist, greift der alte Beute-Schwabe dem VfB auch heute noch unter die Arme. 2022 hat ihn der VfB-Vorstandsvorsitzende Alexander

Wehrle als Berater engagiert, und von wöchentlichen, virtuellen Sitzungen war die Rede, und dass Lahm seine „Erfahrung und Expertise“ (Wehrle) einbringt. Auf der Tribüne sah man Lahm eher selten, was aber zu verkraften war, denn er sieht mit dem Fernglas aus München mehr als andere, die in Stuttgart im Stadion sitzen. „Mit meiner Beratung“, versprach Lahm, „will ich dazu beitragen, dass der VfB wieder ein Verein ist, der viel öfter gewinnt als verliert.“

Jedenfalls ist der VfB danach nicht abgestiegen. ♦



"Wir lassen die in einen Gummisack laufen"

Rudi Gutendorf war der bunte Hund unter den Trainern. Als "Rudi Rastlos" hat er die halbe Welt trainiert, von Samoa bis Stuttgart, und 1965 als "Riegel-Rudi" den VfB gerettet. Fünfzig Jahre später, mit 89, wollte er das Kunststück im Abstiegskampf 2015/16 wiederholen - mit seiner alten, pfiffigen, perfiden Methode.

Der Ball ist rund. Niemand weiß man genau, wo er hinrollt, stets muss man mit allem rechnen. Endgültig klar ist das seit einem Interview, das der "Spiegel" im August 2016 mit Rudi Gutendorf geführt hat. Anlässlich der Feierlichkeiten zu seinem neunzigsten Geburtstag hat der Jubilar damals stolz berichtet, wie gut zu Fuß er noch ist - und eine verblüffende Wahrheit kam ans Licht.

"Im letzten Jahr", verriet der Rüstige, "hat der VfB Stuttgart noch einmal bei mir angefragt. Das ist dann leider nichts geworden. Aber mit mir wären die nicht abgestiegen. Ich hätte hinten dicht gemacht."

Viele wollten dem Unverwüstlichen die tollkühne Geschichte partout nicht abkaufen, immerhin war Gutendorf zum Zeitpunkt des genannten Vorfalls, Ende 2015, schon beachtliche 89. Die Schilderungen drifteten jedenfalls geringfügig auseinander. Stuttgarts Vereinsbosse neigten zu der Version, Gutendorf habe sich selbst gemeldet, und zwar mit dem Angebot, den VfB nochmal zu retten wie einst im Abstiegskampf anno 65/66. Doch der Trainer blieb bei seiner These, mit der er schon in einem Aufsehen erregenden Telefonat mit dem Südwestrundfunk verblüfft hatte: "Bernd Wahler, der Präsident, war interessiert. Aber Manager Robin Dutt hat es ver-

hindert, der hat als Trainer lieber den jungen Jürgen Kramny hochgeholt aus der zweiten Mannschaft."

Schade, bedauerte der alte Haudegen. Mit ihm, da plagten Gutendorf keinerlei Zweifel, hätte es nämlich auch diesmal geklappt. Er hätte einfach wieder hinten dichtgemacht.

Wie 1965, als strategisch unschlagbarer "Riegel-Rudi". Sein engmaschiges Defensivsystem war seinerzeit berühmt und bei den Gegnern berüchtigt, und gleich im ersten Heimspiel fiel ihm 1860 München zum Opfer. Der VfB siegte 3:0, das schwäbische Fußballvolk stand vor Begeisterung auf den Bänken und schrie "Ruuuudi! Ruuuudi!", lange

"Ende 2015 hat der VfB Stuttgart nochmal angefragt. Das ist dann leider nichts geworden. Aber mit mir wären die nicht abgestiegen. Ich hätte hinten dicht gemacht."

vor Ruuuudi Völler. Denn stürmende Außenverteidiger waren noch gänzlich neu. Mal ließ Gutendorf seine Männer nach vorne schnellen, dann zog er sie wieder blitzschnell zurück, und er hat seine revolutionäre Idee so erklärt: „Wir lassen den Gegner in einen Gummisack laufen.“ Fasziniert hing ganz Stuttgart an seinen Lippen, insbesondere Ute, ein schwäbisches Fotomodell. Die Liebe war so groß, dass Gutendorf sie später gleich zweimal heiratete.

Schon bis hierher ist klar: Fußball war für ihn mehr als ein Spiel im Gras. Es war Mitte der 60er Jahre, und er sah die Dinge wie Cassius Clay alias Muhammad Ali: Sport ist Show. Also kreierte er seine Defensivfalle, nannte sie mit Hilfe des Boulevards „Riegel-Rudis Rollsystem“ und ließ sich feiern wie der Erfinder des tiefen Tellers. Vermutlich hätte über diese im Grunde ganz simple Masche - wenn der Gegner den Ball hat, verteidigen alle auf breiter Front, und im Gegenzug stürmen alle

mit - niemand ein Wort verloren, wenn Gutendorf nicht gleich in der ersten Bundesligasaison 63/64 eine Sensation gelungen wäre: Er machte den Meidericher SV zum Deutschen Vizemeister. Prompt beschloss der VfB ein Jahr später, in höchster Not: Dieser rollende Riegel muss her.

„Gutendorf gackert wie ein Huhn, das ein Ei gelegt hat“, notierte ein Stuttgarter Griffelspitzer, jedenfalls war Gutendorf seiner Zeit voraus. Er war ein Star, als es Stars im heutigen Sinn noch gar nicht gab, und er war in den Pioniertagen der Bundesliga der erste Entertainer unter den Trainern. Dieser neue Fußball, begriff er instinktiv, war ein unterhaltsames Millionenspiel, in dem er mehr zu tun hatte, als seinen Spielern den korrekten Einwurf, den sauberen Kopfball und einen vor-schriftsmäßigen Spannstoß beizubringen. „Ich bin ein bunter Hund“, sagte Gutendorf und machte diese treffliche Selbsteinschätzung dann auch zum

Titel seiner Memoiren.

Mit seinen zirkusreifen Einfällen und zündenden Sprüchen hat Riegel-Rudi die „Bild“-Zeitung zu dem gemacht, was sie heute ist. Und als seine VfB-Mission erfüllt war, sorgte er anderswo für Furore. Die Schalke ließ er, aus Solidarität zu den dortigen Kohlekumpels, gelegentlich frühmorgens vor einem Zechentor trainieren, und den Verteidiger Friedel Rausch hat er einmal dermaßen motiviert, dass er vor dem Feuer in dessen Augen selbst erschrak: „Das ist, als ob du in einen Gewehrlauf schaust.“ Auch beim HSV gab er den Feuerspucker, oder bei 1860 und Hertha BSC, wo er sich am ersten Tag mit der rettenden Idee einführte: „Jetzt werden erst mal die alten Trikots verbrannt.“ Gutendorf war Geisteraustreiber und Regenmacher, Handaufleger und Wanderprediger - aber auch ein Paradiesvogel in fernen Ländern und Urwäldern.

Als "Rudi Rastlos" war er in der ganzen Welt unterwegs. Los ging es unter Kanzler Adenauer. Der schickte ihn 1961 im Kalten Krieg als Entwicklungshelfer mit dem Auftrag zum Präsidenten Bourgiba nach Tunesien: „Herr Jutendorf, machen S' et jut – sonst holen die einen Trainer aus der Soffjetzone.“ Jutendorf machte es überall jut, von Mauritius über Botswana bis Grenada. Allen Kontinenten drückte der Kosmopolit seinen Stempel auf. Mehr als fünfzig Arbeitgeber hat er in seinem turbulenten Trainerleben gesammelt, er

„Ohne Job zu sein, ist wie ein Drogenentzug.“

hat zu Fußballern in allen Erdteilen „you must dribble“ gesagt, von Japan über Peru bis zu den Fidschi-Inseln, wo er am Ende glaubhaft von sich behaupten durfte: „Ich bin dort Ehrenhäuptling und Nationaltrainer auf Lebenszeit.“ Sogar bei den Chinesen war er noch der „Liegel-Ludi“. Und der Ministerpräsident von Samoa hat sich mit einem 110 Jahre alten Walfischzahn bedankt, „wie ihn außer mir nur Königin Elisabeth und der Papst gekriegt haben.“ Im Übrigen hat der Globetrotter keinen Brennpunkt gescheut - und war immer wieder selbst überrascht, „dass ich gesund aus den gefährlichsten Ecken der Welt herausgekommen bin.“

Da war zum Beispiel seine Flucht aus Chile, beim Putsch des Generals Pinochet gegen den Präsidenten Allende. Gutendorf war dort Nationaltrainer und Allende „mein Freund“ – und wenn nur halbwegs stimmt, was Gutendorf berichtet hat, wurde er von einem Streifschuss im Bett erwischt, und mit der letzten Lufthansamaschine ist er in jenem September 1973 aus Santiago gerade noch weggekommen.

Ein Streifschuss, mindestens, hat ihm auch in Peru gedroht. Gutendorf war damals Trainer bei Cristal Lima und lernte dort bei einem Botschaftsempfang den Regisseur Werner Herzog kennen. Der filmte mit Klaus Kinski gerade „Aguirre, der Zorn Gottes“ und lud den Trainer zu den Dreharbeiten ein. Und der erlebte im Dschungel dann hautnah, wie der Zorn Gottes noch übertroffen wurde von der Wut Kinskis, der sich derart als wahnsinnige Diva aufführte, dass Herzog in der Not das Gewehr holte und brüllte: „Ich jag dir eine Kugel in den Kopf!“ Gutendorf hat auch das überstanden - und die Peruaner im Training weiter sein Lieblingslied singen lassen: „Oh du schöner Westerwald“.

Dort war er im hohen Alter wieder daheim. In Neustadt/Wied bewohnte er eine alte Telegrafestation, erfreute sich des Lebens mit dem Sohn und seiner neuen, jungen Frau, die



Geh rein und schieß: Gutendorf, Stürmer Erwin Waldner

er aus Australien mitgebracht hatte („Ich war gerade frei“). Und er hat trainiert, so lange es ging. „Rentner“, wehrte sich Gutendorf, „ist nichts für mich.“ Sogar Flüchtlingsmannschaften hat er betreut und das rheinländische Lotto-Altherrenteam. Aber wenn ihn die innere Unruhe wieder juckte, verriet er gelegentlich dem Fachorgan „kicker“, dass er bei einem Anruf aus der Bundesliga den Hörer nicht gleich auflegen würde. „Ohne Job zu sein, ist wie ein Entzug von der Droge“, gestand der alte, bunte Hund.

An Stuttgart hat er auch immer wieder gerne gedacht. Sogar an die Blauen in Degerloch, auch das hat er dem „kicker“ gestanden: „Die Stuttgarter Kickers, die dann Rolf Schafstall geholt haben - die wären was für mich gewesen.“ Aber vor allem halt der VfB. Dessen Rettung hätte er sich gerne nochmal als letztes Hurra vorgenommen, und als das Unterfangen letztendlich an den eingangs geschilderten undurchschaubaren Hintergründen scheiterte, hielt er den Cannstattern immer noch eine Hintertür offen für den Fall einer weiteren Krise: „Ich bin jederzeit bereit“, sagte er, „den VfB zu übernehmen.“ Aber dazu ist es dann nicht mehr gekommen. Mit 93 ist Rudi Gutendorf gestorben. Friedlich. Im Bett. ♦



„Gell, Präse, des hätttsch' bei IBM nie erlebt“

Erwin Staudt war Topmanager, eher er in den Emotionszirkus des Fußballs wechselte, in dem das Bauchgefühl regiert. Mit dem Verstand ist jedenfalls nicht zu erklären, warum er als VfB-Präsident mit dem Welttrainer Giovanni Trapattoni nichts wurde - und mit dem Kleintrainer Armin Veh anschließend Deutscher Meister.

Wer rechtzeitig wissen will, was ihm in der Zukunft blüht, muss sich die Karten legen lassen. Oder er sucht eine Hellseherin auf, die durch die Glaskugel schaut und ihm aus der Hand liest, mindestens aber aus dem Kaffeesatz. Am besten ist es allerdings, wenn er gleich eine Wahrsagerin heiratet.

Erwin Staudt war so schlau.

Deshalb wusste er alles, schon Jahre vorher, der Autor hier kann es beschwören. 2003 war es wohl, als wir beim

Interview saßen, Staudt war VfB-Präsident, und mittendrin hat er erzählt, seine Frau habe sich ein paar Tage zuvor als Prophetin versucht und ein chinesisches Horoskop ausgewertet, unterfüttert mit seinen Geburtsdaten in Kombination mit einer komplizierten Sternekonstellation. „Und?“, bohrte ich neugierig. Und Staudt riss die Arme hoch, um schon einmal das Stemmen der DFB-Meisterschale zu üben, und jubelte: „Ich werde vier volle Erfolgjahre haben.“

Es ist, wenn wir den einen oder an-

deren Zick-Zack-Ausschlag in der Erfolgskurve nach oben außer acht lassen, ziemlich genau so gekommen. Jedenfalls würde jeder anständige VfB-Fan das Riesenrad der Zeit gerne wehmütig zurückdrehen in den unvergleichlichen Mai 2007 – damals hat der Trainer Armin Veh bei der Meisterfeier seinen wichtigsten Komplizen in den Arm genommen und gesagt: „Gell, Präse, des hätttsch' bei IBM nie erlebt.“ Diese Emotionen. Die Gänsehaut. Die Wunderkerzen

„Viele meinen, dass man als Präsident morgens auf dem Weg ins Büro sagt: Heut mach ich mal einen richtigen Scheiß!“

Erwin Staudt ist heute noch zu Äpfelbrei gerührt. Nein, das hätte er nie erlebt. Selbst wenn ihm früher als Deutschland-Chef der IBM der Verkauf von drei Millionen Computern an einem einzigen Tag gelungen wäre, hätte ihn kein Beschäftigter mit dem Schlachtruf „Erwin, Du bist der Größte!“ auf den Schultern vom Platz getragen und zum Ehrenpräsidenten der IT-Welt erklärt.

„Fußball ist anders“, lacht der Ehrenpräsident des VfB. Besser gesagt: der letzte VfB-Meisterpräsident.

Wir sitzen in seiner Leonberger Leib- und Magenweinstube „Alt Eltingen“ beim Rostbraten und erinnern uns mit wässrigem Mund und feuchten Augen der guten, alten Zeiten mit diesen gefühlsstarken Freudentänzen auf Wolke zweitausendundsieben. Doch dann gesteht Staudt, dass das Leben auch jetzt noch lebenswert ist, wo sich die Last seiner sportlichen Verantwortung darauf beschränkt, dass er am 18. Grün einlochen muss. Auch an diesem Morgen hat er schon eine genüssliche Runde gegolft und der Tücke dieses Sports getrotzt: Mit kleiner Schlägerfläche den runden Winzling zu treffen.

„Ballgefühl“, lacht der Meister.

Aber der Grat ist schmal. Nur ein bisschen danebengeschnibbelt, und der Ball fliegt im Seichbogen in eine Baumkrone oder ins Nirgendwo. Doch mit diesem mulmigen Ballgefühl musste er ja schon als Vereinsboss jahrelang leben, nachdem er ursprünglich als Industrie-

boss ganz anderes gewohnt war: Dass nämlich die empirische Planung zum Ziel führt. Als Vereinsführer hat man dagegen vor allem sein Ball- und sein Bauchgefühl.

„Hier wie dort“, sagt Staudt, „kümmert man sich um Menschen und braucht gute Ergebnisse – doch die Rahmenbedingungen sind grundlegend anders.“

Wenn er an die Personalie Veh zurückdenkt und daran, wie er seinen Meistertrainer gefunden hat, wirft er dem Fußballgott nachträglich noch eine Münze in den Opferstock. Veh war damals nämlich alles andere als naheliegend, er balancierte im Unterholz des Fußballs auf dem schmalen Grat zwischen arbeitslos und verschollen und „war als Nationaltrainer in irgendeinem baltischen Staat im Gespräch“, entsinnt sich Staudt. Aber nach Giovanni Trapattoni musste es beim VfB ja nicht gleich wieder ein Weltmann sein, und vor allem muss so eine Trainersuche schnell gehen im emotionalen Fußball, sonst gibt es unter dem öffentlichen Druck Hiebe.

Für eine Topstelle in der Indust-

rie sucht man als Chef geduldig und gründlich, gerne auch einmal ein halbes Jahr. Ein Headhunter wird ausgesandt und bringt drei, vier Kandidaten. Die prüft man dann auf Herz und Nieren, wissenschaftlich und psychologisch, sammelt Erkenntnisse übers Internet, lädt sie zum Essen ein und weiß dann, ob sie gute Manieren haben – auch die Gattinen oder Lebensgefährtinnen sind herzlich willkommen, denn wenn sie sich verbabbeln, ist man wieder ein Stück schlauer.

Einen Trainer dagegen muss man, husch-husch, in drei Tagen finden. Man klopft flüchtig ab, was der Markt außer den üblichen Verdächtigen hergibt und ob ein Kandidat halbwegs die Vorgaben erfüllt (Kann er Deutsch? Setzt er auf junge Wilde?), und abschließend baut man dann auf die geballte Menschenkenntnis, die Küchenpsychologie und aufs Beten.

„Ausnahmезustand“, sagt Staudt.

Einmal rief er in der Not Hans Meyer an, den „Feuerwehr-Meyer“ mit dem Spritzenwagen und dem dicken Schlauch, der zu der Zeit überall gefragt war, wo es brannte. Aber dann: Kein

Anschluss unter dieser Nummer - denn der Hansdampf befand sich gerade auf der Kreuzfahrt im ewigen Eis der Antarktis und spielte bei seinen Landausflügen mit den Pinguinen am Südpol Doppelpass, unerreichbar.

„Im Fußball“, sagt Staudt, „ist vieles nicht planbar und messbar, sondern abhängig von Zufall und Glück.“ Gelegentlich findet man ein Junggenie wie Philipp Lahm (2003) oder mexikanische Meistermacher wie Pardo und Osorio (2007), aber genauso gut kann der Schuss ins Knie gehen - wie 2006 bei Giovanni Trapattoni.

„Flasche leer“, hieß es am Ende. Dann braucht ein Präsident Ohrenstöpsel. Dann wird er als Ahnungsloser beschimpft, oder gar als Weitpert, in Erinnerung an den VfB-Präsidenten in den frühen 70ern. Hans Weitpert war Verleger, man nannte ihn aufgrund seiner schillernden Haartracht „Lila Hans“, und unter seiner Führung gingen im Rahmen einer groß angelegten Verkaufsaktion so spielgestaltende Profis wie Köppel, Handschuh, Frank, Schwemmlé und Haug verloren, oder Gilbert Gress, der französische Star. Was im Gegenzug geholt wurde, vertrug manchmal kaum das Schnaufen. In den Protokollen alter Vorstandssitzungen ist vermerkt, daß Weitpert sein Präsidiumsmitglied Heinz Hübner, den er zum „Chefeinkäufer“ beförderte, zur Behebung der Abwehrschwäche nach einem „Librio“ suchen ließ. Außerdem versandte er an Nationalspieler persön-

lich gehaltene Schreiben, in denen er den „lieben Herrn Höttges“ oder den „lieben Herrn Grabowski“ um Preisgabe ihrer finanziellen Vorstellungen bat, da der VfB an einer Verpflichtung interessiert sei.

Erwin Staudt war um zwei Klassen sattelfester. Es ist hundsgemein, einen VfB-Präsidenten des Jahrgangs 1948 zu fragen, ob er die VfB-Meisterschaft von 1950 aufsagen kann, aber er schüttelte die Helden unfallfrei aus dem Ärmel: „Gummischmid im Tor, Retter, Steimle, Barufka, Baitinger, Bühler, Schlienzer...“ Und so weiter. Er wusste alles. „Schauen Sie, hier“, schwärmte der VfB-Chef einmal und deutete im Klubhaus auf ein Bild an der Wand. „Lothar Weise. 1958. Pokalfinale. Ich höre den Radioreporter noch heute: Flanke, Kopfball Weise – 4:3!“ Gab es, wandte ich ein, in der einsetzenden Dämmerung nicht ein langes Rätselraten - war der Schütze nicht Blessing?

„Scheißegal“, sagte Staudt, „den Sieg nimmt uns keiner mehr.“

Keine Wissenslücke trübt sein Gedächtnis, und glaubhaft hat er erzählt, wie er als Bub, mit offenem Mund, anno 1956 im Neckarstadion den Weltmeister Maxl Morlock an sich vorbeischieben sah und wenig später den VfB-Torwart Günter Sawitzki glühend bewunderte. „Der Sawi“, weiß Staudt, „kam damals aus Sodingen.“ Ob mit dem Zug oder dem PKW hätte er vermutlich auch noch gewusst.

Staudt war seines VfB-Amtes



würdig. Eins mit Sternchen. Aber in der ersten Krise gibt es vom Fan schnell einen Tatz: Sechs, setzen. Gerhard Mayer-Vorfelder, der vorletzte Meisterpräsident, hat einmal von einer Begegnung mit zwei Buben auf dem Schulhof erzählt. Beim Weggehen hörte er den einen sagen: „Du, des war d'r VfB-Präsident!“

„Noi“, widersprach der andere, „des war d'r Kultusminister. D'r VfB-Präsident kann's net sei, den kenn i, des isch a Arschloch.“

Wir Schwaben sind kritisch. Wir sind die ärgsten Bruddler, weil wir das Mittelmaß fürchten wie der Teufel das Weihwasser. Wir bewohnen die fähigste Region weit und breit, alles ist Spitze, kulturell, sozial, wirtschaftlich, „und im



Staudt hat sich dann die Mappe mit der Beschwerdepost bringen lassen - „und manche Leute persönlich angerufen“

Stadion“, weiß Staudt, „sitzen VfB-Fans, die in aller Regel bei einem Weltmarktführer schaffen.“ Das muss gar nicht bei Daimler, Bosch, IBM oder Porsche sein, das kann auch bei Mahle, Stihl, Festo, Mann+Hummel, Behr, Trumpf, WMF oder Eberspächer sein oder den vielen anderen „Hidden Champions“ und mittelständischen Weltmarktführern, die wir im Ländle haben wie Sand am Meer.

Schleckig sind wir Schwaben. Mittelmaß geht uns an die Kuddel. „Die Leute hier sind stolz“, sagt Staudt, „sie fühlen sich als Nummer eins, sie erwarten Perfektion – und so schnell, wie an der Stuttgarter Oper der Sänger ausgepfiffen wird, wenn er den Zielton nicht erwischt, wird im Stadion der VfB ausgepfiffen.“

Vor allem der Präsident. Sofort ist dann vergessen, wie toll alles war. 2003 beispielsweise. Vizemeister, Champions League, die faszinierende Nacht gegen

Manchester United. Am Morgen danach hat den VfB-Präsidenten eine wildfremde Frau angerufen, bettelnd: „Mein Mann war gestern so glücklich, könnten Sie das noch einmal machen?“ Staudt kennt dieses Gefühl, heute noch. Wenn der VfB gewinnt, „bin ich abends der Larry - dann geht's ab.“

Aber wehe, er verliert.

Staudt war acht Jahre VfB-Chef, tanzte dabei siebenmal auf der europäischen Bühne mit, hat aber für das eine Fehljahr bitter gebüßt. Dann hilft es auch nicht mehr, wenn er zwischen durch den Baggerbiss für eine hinreißende Fußball-Arena beschleunigt, unvermeidlich tobt dann das Vergeltungstribunal der Tribüne: Vollpfosten! Staudt: „Offenbar meinen viele, dass man als Präsident morgens auf dem Weg ins Büro sagt: Heut mach ich mal einen richtigen Scheiß!“

Als sein Erfolgstrainer Felix Magath mit dem Weggang zum FC Bayern

drohte, hatte Staudt zwei Möglichkeiten. „Ich könnte in so einem Fall hergehen“, sagt er, „und die Zuschauereinnahmen für die nächsten 25 Jahre als Sicherheit einbringen. Ich könnte den großen Macker machen, der 50 Millionen investiert und granatenmäßig zuschlägt.“ Volle Kanne, volles Risiko, Prinzip Hoffnung. Stattdessen hat er sich für Möglichkeit zwei entschieden, den Magath laufen lassen und es dafür voll auf die Ohren bekommen, wir zitieren Hermann S. aus S.: „Solange klein-karierte Oberbuchhalter und schwäbische Entenklemmer beim VfB das Sagen haben, kann man sich von der längerfristigen Aussicht auf Spitzenfußball schon jetzt wieder verabschieden.“ Bruddler, Emails, Shitstorm. Staudt hat sich dann, wie früher als IBM-Chef, die Mappe mit der Beschwerdepost bringen lassen - „und manche Leute persönlich angerufen“.

Die sind dann baff?

„Jedenfalls kommt es bombig rüber.“ Management of Emotions nennt man das auf Neudeutsch, und gefühlstechnisch hat Staudt das richtige Stahlbad durchlaufen. Er war ursprünglich Schiedsrichter.

Gleich nach dem Abi. Als linker Verteidiger seines örtlichen TSV („Ich war der Lahm von Eltingen“) stieß er irgendwann an seine Grenzen und hat fortan gepfiffen. Zweite Amateurliga. Schwarzwald. Bald wurde der Unmut der Fans bedrohlich. „Ich hab dann immer meinen kleinen Bruder mitgenommen, der hat kurz vor dem Schlusspfiff meine Sachen aus der Kabine geholt, ungeduscht bin ich in der Schiedsrichterkluft in meinen VW gehüpft – und ab nach Hause.“

Härter als Pfeifen ist nur der Job eines VfB-Präsidenten, und man bekommt die dicke Haut dafür nicht geschenkt. Wir haben einmal live erlebt, wie er sich in Schuss hielt. Flach wie eine Flunder lag der große Vorsitzende auf dem Kreuz, mitten in seinem Büro. Er klemmte die Füße unter einen Sessel, faltete hinter dem Kopf die Hände - und federte drahtig nach vorne, auf und ab.

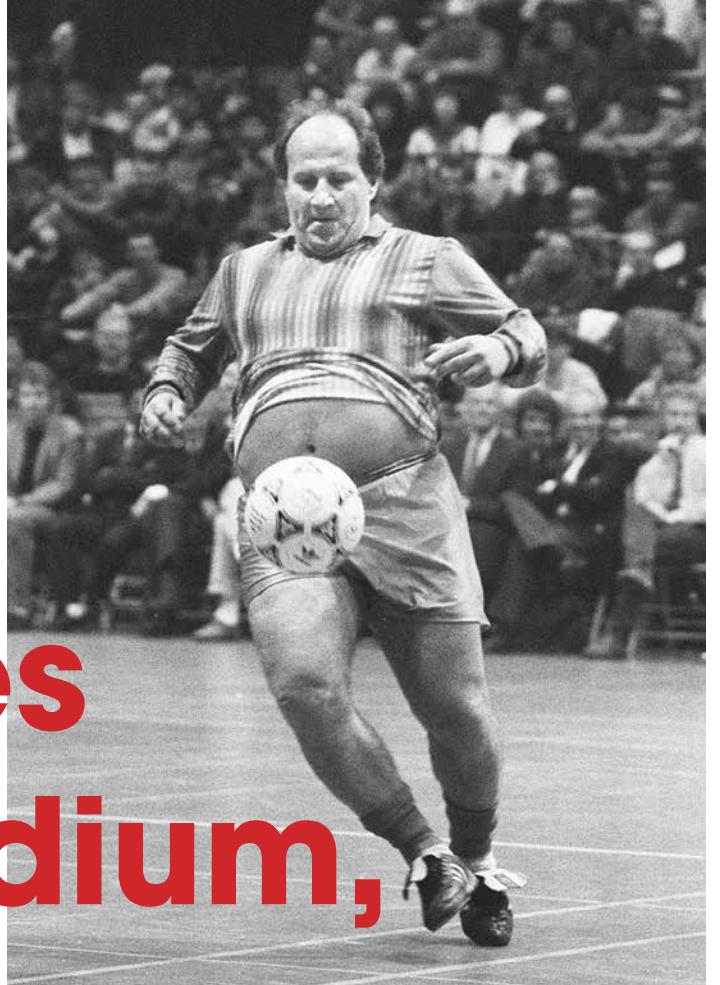
„Das sind Sit-Ups“, sagte der Boss.

Sit-ups sind gut für die Bauchmuskeln. Aber vor allem für Leute, die fit bleiben müssen und täglich unter Stress stehen. Bis auf Sonntag. Da ging Staudt immer in die Sauna oder joggen, oder er holte für eine Schwarzwaldtour seinen Morgan aus der Garage, „der hat noch Druckknöpfe wie ein Segelboot“. Einmal unternahm er mit seinem Sohn einen Ausflug nach Freudenstadt, und an der Ampel rief der Bub aus dem Nachbarbarauto: „Habt Ihr kein Windschott?“ Worauf Staudt Junior hinüberschrie: „Wir sind keine Weicheier!“

Nur einmal hat Staudt Senior den Schwanz eingezogen, kurz nach seinem VfB-Abschied. Da wollte ihn Theo Zwanziger zu seinem Nachfolger als DFB-Präsident machen, aber Staudt ließ Wolfgang Niersbach den Vortritt. Dessen Regentschaft nahm dann kein gutes Ende, während Erwin Staudt für den Rest seines Lebens den besten Ruf genießt - wo immer er auftaucht, bekommen die Fußballschwaben feuchte Augen und raunen sich zu: „Guck, unter dem waren wir noch Deutscher Meister.“ ♦



**“A großes
Filet, medium,
mit viel Sauce
Bearnaise”**



Buffy Ettmayer war ein zaubernder Zehner wie Hansi Müller, Krassimir Balakov, Asgeir Sigurvinsson und Maurizio Gaudino. Aber der Wiener Schlawiner und Scharfschütze wusste auch: Ein Mann ohne Bauch ist ein Krüppel. Irgendwann musste man ihm das Trikot mit der „10“ mit der Beißzange über den Bauch spannen.

Als Felix Magath den VfB trainierte, ging er einmal in die Schleyerhalle zu einem Konzert von Herbert Grönemeyer („Männer“), schenkte dem Sänger ein Trikot mit der „10“ und meinte: „Du bist der richtige Kracher für diese Position.“ Magath war in seinen früheren Zeiten Spielmacher beim HSV und der Nationalmannschaft, und seither weiß er, dass es im Fußball wie mit den Frauen ist: Ein schöner Rücken kann entzücken – falls die Zahl darauf stimmt.

Wir reden vom Zauber der „10“.

Wer auf das gewisse Etwas Wert legt, trägt die „10“. Schon in ganz alten Schriften ist sie erwähnt als Erkennungs-marke der genialen Strategen und großen Feldherren, ursprünglich hießen sie Puskas und Pele und später Maradona und Platini, oder Zidane und Messi. Oder hierzulande Netzer und Overath.

Auch der VfB hatte seine Zehner zum Zungeschnalzen, von Hansi Müller über Asgeir Sigurvinsson und Krassimir Balakov bis Maurizio Gaudino. Letzterer war das, was wir Schwaben einen Gelbfüßler nennen, also ein Badenser. Jedenfalls war er der Sohn des aus Neapel eingewanderten LKW-Fahrers Antonio Gaudino, und als der VfB

im UEFA-Cupfinale 1989 auf den SSC Neapel und Diego Maradona traf, war Maurizio weit mehr als nur ein „Matchbox-Maradona“. Aber fangen wir vorne an.

Bei Buffy Ettmayer.

Wer diesen Wiener Schlawiner noch sehenden Auges erlebt hat, wird ihn niemals vergessen. Johann hieß er eigentlich, oder Hans, den „Buffy“ hat ihm ein tschechischer Trainer als Markenzeichen verliehen, es stand für Dickerchen. Dabei war Buffy so geschmeidig, dass er mit seinem besten Trick im Zirkus hätte auftreten können: Er legte sich eine Münze auf seinen Zauberfuß, kickte sie an seinem stattlichen Bauch vorbei im hohen Bogen hoch, und sie fiel ihm dann von oben herab in die Hemdtasche. Das schafft nur ein Hexer mit einem sensiblen Füßchen. Außerdem, verriet der versierte Wiener, trug er seine Kickstiefel immer eine Nummer zu klein - denn so ein Schuh muss eng sitzen, sagte Buffy, „wia a Kondom am Zipfel, für den Ball braucht's a G'fühl.“

Buffy war ein Unikum, als Fußballer und als Erzähler. Er konnte die Menschen und Zuschauer unterhalten. Aber auch uns Journalisten. Wenn er beispielsweise nach seiner Leibspeer

gefragt wurde, sagte er: „A großes Filet, medium, mit viel Sauce Bearnaise.“

Jedenfalls war er ein Star mit Gewicht, aber beileibe nicht nur ein großer Esser, sondern auch ein virtuoser Zauberer. Buffy spielte die weitesten Pässe und schoss die gewaltigsten Tore. Einmal, in München, gab es Freistoß für den VfB, und an der Mittellinie legte sich der Wiener den Ball hin. „Mauer!“ rief Bulle Roth, der Bayernkämpfe. „Seid's deppert? Das sind ja 50 Meter“, lachte sich Sepp Maier in seinem Tor tot. Bis Buffy schoß. Pfosten. Wie angewurzelt staunte der Sepp dem Ball nach.

„Und jetzt, du Blinder?“, rief Roth hinüber zum Sepp.

Auch sonst bot Buffy den Bayern Paroli. Mit dem anderen VfB-Ballzauberer Hanjo Weller („Der schöne Hanjo“) legte er sich einen jener bombastischen Pelzmäntel zu, in denen sich sonst nur Schlagersänger Rex Gildo und die Bayernkönige Beckenbauer, Maier und Müller auf die Straße wagten. Wer Nerz trug und wer Kaninchen? Auf jeden Fall war Buffy die große Lichtgestalt. Böse Zungen nannten ihn zwischen-durch immer mal wieder Fettmayer, und VfB-Trainer Hermann Eppenhoff wollte ihn vorübergehend unter 80 Kilo

trimmen. Aber der Gefoltzte fiel darauf vor Schwäche prompt in eine Krise der Schaffenskraft, worauf Eppenhoff ihn anflehte: „Friss wieder, Buffy.“ Zum Dank führte Ettmayer als Kanonier und Künstler den VfB 1974 ins UEFA-Cup-Halbfinale.

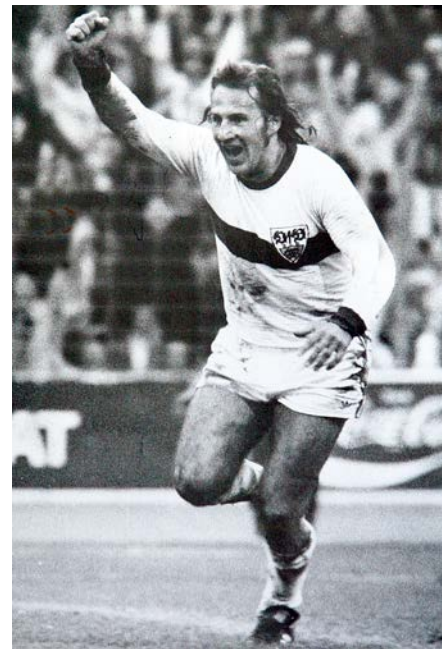
Er konnte alles. Er stoppte den Ball mit der linken Pobacke und schlenzte ihn mit der rechten weiter. Oder er schlug einen Eckball mit der Hacke vors Tor, indem er das rechte Bein um das linke schlängelte. Oft haben seine schwindlig getricksten Gegenspieler hinterher beim Duschen die Griffe für das kalte und warme Wasser verwechselt. „Sepp Maier, Ente Lippens und ich, wir waren Viecher“, hat sich Ettmayer gerne erinnert, „und die Leute wollten was zu lachen haben.“ Laufen und decken wollte er weniger. „Stellts euch vor“, sagte er einmal, „ich wär' auch noch defensiv so gut wie Berti Vogts gewesen - ja, wer hätt' denn dös alles zahlen sollen?“ Ettmayer war ein Entertainer, ein Akrobat, ein Jongleur, ein Zirkuspferd in der Manege.

Doch dann, über Nacht, im Frühjahr 1975, brach der VfB unter der schweren Last seines Genies zusammen. Albert Sing, der „eiserne Albert“ von der Alb, versuchte es als Trainer mit seinen Hausmitteln Zucht und Ordnung und kam mit Buffys Wiener Schmäh so wenig klar wie mit seinem Bauchspeck. Abkochen? Abtrainieren? „I bin ka Läächtathlet, i bin a Fußboller“, wehrte sich der Füllige. Warum sollte

er seinen Bauch verstecken, mit dem er sich immer butterweich die Bälle zu rechtstoppte, um anschließend mit seinem linken Huf zuzuschlagen? 33 Tore in 101 Spielen hat er für den VfB gemacht. Er war ein Schlecker, eine Butterbrezel zum Kaffee war ihm einfach zu wenig, und abends, gab er zu, hat er gerne am Kühlschrank randaliert. „Er hat es“, ärgerte sich Sing, „net amol mit 50 Gramm versucht.“ Zur Strafe wurde Ettmayer 1975 im VfB-Abstiegskampf suspendiert.

Ja, schwierig zu händeln war Buffy schon. Fragen Sie Hansi Müller, der ihm als VfB-Zauberfuß folgte. Auch Hansi hat Sepp Maier den Ball um die Ohren geschossen, gleich nach dem Wiederaufstieg, beim 3:3 anno 1977, und gleich zweimal. Auch Hansi brauchte für seinen linken Fuß an ausgesetzten Tagen einen Waffenschein, aber wie Buffy hat er den Ball auch gestreichelt und ihn dann mit dem linken Zehennagel unter die Latte geschnibbelt. Auch er war mit dem Ball per du - aber um ein Haar hätten sich beide später fast wieder gesiezt.

Zum verbalen Schlagabtausch kam es, wegen Ettmayers lästerlicher Schwertgosche. In der Sportschule Ruit trafen sich immer die „Montagskicker“, und eines Tages ging es in der Umkleidekabine rund. Buffy bruddelte wie immer über die Nichtsköner beim VfB, bis Hansi einen dicken Hals bekam: „Hör auf mit deiner Stänkelei!“ Ein Wort gab das andere, die Sachlich-



keit ließ minütlich nach, die Luft wurde dick, und es war gut, dass Hansi nicht nach dem Stänkerer langte. „Ungespitzt wär er durch die Tür g'flogn“, verriet der Wiener hinterher.

Die „10“ ist nun einmal die Diva unter den Rückennummern. Der nächste VfB-Zehner war dann introvertierter, in aller Stille machte der Isländer Asgeir Sigurvinsson den VfB 1984 zum Deutschen Meister. Ein richtiger Farbtupfer war dann aber wieder Maurizio Gaudino, wenn er mit seinem rougen Ferrari in den VfB-Fuhrpark einbog, verbog sogar der Stern auf dem SL von Weltmeister Guido Buchwald neidisch den Hals. Ein Paradiesvogel war Gau-

dino, Fünftagebart, Brill im Ohr, auch durch den „Playboy“ ist er geflattert, und mal spielte er schlampig und mal genial. Wie 1992. Wieder wurde der VfB Meister.

War Krassimir Balakov, obwohl er nur den DFB-Pokal hochgehalten hat, von allen womöglich der Kompletteste? Der Fußballgott wird es wissen. Jedenfalls war der Bulgare im vielbesungenen „Magischen Dreieck“ des VfB der Denker und Lenker, und sagenhafte Tore hat er auch noch geschossen. Kurz: Alles Ballaballa. Oder fast alles. Eine Diva hat, wie gesagt, neben der Schokoladenseite auch ihre Kehrseite, vor allem in der Phase nachlassender Laufstärke. Als der Trainer Ralf Rangnick es einmal wagte, den alternden Publikumsliebling auszuwechseln, brachte Balakov das Stadion in den Grundfesten zum Beben: „Rangnick raus!“

Bei Buffy Ettmayer, womit wir nochmal zum Wesentlichen zurückkehren, lief es anders. Die Lösung hieß: Buffy raus. Zum HSV ist der Wiener dann geflüchtet, und nach Freiburg, aber weil es den Täter immer zum Tatort zurückzieht, ist er am Ende in Notzingen sesshaft geworden. „Wenn i morgens mei Schwäbische Alb seh“, sagte der Beute-Schwabe, „is des wie Tirol.“

Der VfB blieb bis zum Ende sein Klub. Ohne Ettmayer auf der Tribüne wurde in Cannstatt kein Spiel angepfeift, und in der Stadionloge von „Würth“-Chef Martin Schäfer beglückte er dessen Gäste mit Anekdoten. Auch

bei den Alten Herren des VfB hat er noch getrickst, so lange und so gut es halt ging. Wenn sie irgendwo auf dem Land kickten, begann Buffy als Attraktion auf der Bank, und kurz vor Schluss bewegte er sich unter den Freuden-schreien der Fans auf den Platz. Manchmal fing er den Ball anschließend mit dem Trikot auf und schlenzte ihn weiter, oder er stellte sich mit beiden Füßen auf die Kugel und salutierte. Das Trikot mit der „10“ musste man ihm inzwischen mit der Beißzange über den Bauch spannen.

Die Gebrechen nahmen dann zu. Einmal saßen wir im Biergarten beim „Wachthaus“ in Kirchheim an der Teck, und er erzählte, dass er der Gesundheit zuliebe am liebsten jeden Tag zwei Stunden schwimmen würde, wie seine Frau Susanna. Und was, fragte ich ihn, spricht dagegen?

„I würd' untergehen“, winkte Buffy ab.

Er war nicht mehr der Alte. Mit der Totalsanierung seines rechten Knies, drei Jahre zuvor, war es losgegangen. Vor der Operation checkte ihn damals der Doktor gründlich durch und stutzte plötzlich: „Haben Sie eigentlich nicht bemerkt, dass Sie einen Herzinfarkt hatten?“ Buffy bekam dann nicht nur sein neues Knie, sondern auch noch drei By-pässe. Und als er an seinem siebzigsten Geburtstag einen Schwächeanfall erlitt, implantierten ihm die Ärzte auch noch einen Herzschrittmacher und einen Defibrillator. Danach zog Buffy es vor,

**Am liebsten
würde er
jeden Tag
zwei Stunden
schwimmen.**

**Und was
spricht
dagegen?**

**„I würd'
untergehen“**

den Weg von Burt Reynolds zu gehen, der auch ein „Ausgekochtes Schlitzohr“ war, nämlich im gleichnamigen Hollywoodfilm, und dessen Rat zu folgen: „Der Ruhestand ist etwas Herrliches, man kann schließlich nicht ewig den Bauch einziehen.“

Wobei Buffy Ettmayer sich für seinen nie geschämt hat. Für ihn war ein Mann ohne Bauch ein Krüppel. Aber eines hat er immerhin eingeräumt: „Normal tragen wir Österreicher den Rucksack ned vorne.“ ♦



„Wenn kein Wind weht, fällt die Regatta aus“

Christoph Daum war kein Gewöhnlicher, sondern ein genialer Wahnsinniger. Den größten Traum seines glitzernden Trainerlebens hat er verkorkst, oder salopp gesagt: verkorkst. Aber er geht nicht nur in die Fußballgeschichte ein als Bundestrainer, der es dann doch nicht wurde - sondern auch als zauberhafter VfB-Meistertrainer.

Christoph Daum schaute den schwäbischen Fußballreportern tief in die Augen und hob die Stimme zum Schwur: „Unmögliches wird sofort erledigt.“

Das war am 20. November 1990.

Wer dabei war, wird diesen Tag nie vergessen. Es war der erste Arbeitstag des Trainers Daum beim VfB, und sagen wir es offen und ungeniert: Alle hielten ihn für eine Promenadenmischung aus Kölner Jeck und Dampfplauderer. So gar nach seinem ersten Sieg, ein paar Tage später, hat die Stuttgarter Zeitung noch gebruddelt: „Klein ist der Schritt vom Messias zum Spruchbeutel.“ Es hat sich dann aber herausgestellt: Noch kleiner ist der Schritt vom Abstiegs kandidaten zum Deutschen Meister.

Nur anderthalb Jahre hat Daum für das Wunder auf dem Wasen gebraucht. Als es vollbracht war, hat er dann zugegeben, dass er dem Braten zunächst selbst nicht getraut hat. Vor allem nicht seine Frau. Ursula Daum hat ihn untröstlich angeschaut, als sie damals ihren Sohn Dennis und Nesthäkchen Janine unter den Arm klemmen und umziehen musste: Wie konnte sich ein lustiger Kerl aus Millowitsch City, der durch das Stahlbad der rheinischen Fröhlichkeit gegangen war, nach Stuttgart verirren? Daum: „Sie hat Rotz und Wasser geheult. Alle haben mich vor den Schwaben gewarnt.“

Was war es: Der Reiz des Risikos?

Daum hat es uns als frischgekurter Meister in Ruhe erzählt, beim Kaffee.

Wie das vorher war, nach seinem Rauswurf beim 1. FC Köln. Er hat das Haus gestrichen. Den Keller aufgeräumt. Seine Gedanken sortiert. Als es ihm dann langweilig wurde, legte er die Deutschlandkarte vor sich hin und studierte sie unter dem Blickwinkel des Fußballs. München, Hamburg, Köln, überall dicke Punkte. Daum: „Stuttgart, der VfB? Menschenskind, dachte ich, warum schaffen die das eigentlich nie?“ Und er hat, durch die Kristallkugel, ein kleines Real Madrid mit Bruststring gesehen. Diese reiche Region. Diese Wirtschaftskraft. Das riesige Einzugsgebiet. Er musste nur noch den Wecker spielen: VfB, aufstehen, Karriere machen!

Weit unten war der VfB, als Daum ihn übernahm, tief im Keller - damals haben wir ihn seine wichtigsten drei Worte zum erstenmal schreien hören: „Aufstehen, Mund abputzen, weiter!“

Es war das Motto seines Trainerlebens. Dreißig Jahre später, im Sommer 2022, ist es sogar noch zu seinem Überlebensmotto geworden. Lungenkrebs. Die Diagnose traf ihn wie ein Blitz („In dem Moment ist das wie ein Todesurteil“). Aber als dieser erste, niederschmetternde Moment überstanden war, hat er beschlossen, sich selbst zu motivieren, so wie früher seine Spieler. Beim VfB erzählen sie sich in wehmütigen Stunden heute noch, wie er seinen schlampigen Zauberer Maurizio Gaudino zur Überwindung seines inneren Schweinehunds zwang. „Los, Mauri!“, hat Daum seinen Paradiesvogel mit

dem Brillanten im Ohr jeden Tag größer und stärker geredet, „leg dir meinetwegen noch vier Goldketten um den Hals, aber tu was!“

Zum Ehrendoktor hat sich Daum seinerzeit beim VfB hochtrainiert, und Max Merkel verpasste ihm vollends den Ritterschlag. Auch der Wiener war früher ein Kult- und Meistertrainer der Bundesliga gewesen, kurz: der Zampanò, und jetzt war er „Bild“-Trainertester und griff bei Daum zur Höchstnote: sechs Bälle.

Für den Boulevard war Daum so wichtig wie für seine Klubs. Verlässlich hat er die schnelle Presse stets mit flotten Sprüchen und zündenden Nachrichten gefüttert und über jedes Sommerloch und die Sauregurkenzeit hinweggetrötet. Bei Bayer Leverkusen ließ er seine Kicker im Training barfuß über Glascherben laufen, um zu demonstrieren, was mit der geballten Kraft der Gedanken alles möglich ist. Und die Trauung mit seiner zweiten Frau, der Musical-Sängerin Angelika Camm, vollzog er im Beisein klickender Kameras im Mittelkreis des Kölner Stadions.

Dort, beim 1. FC Köln, hatte Daum Ende der 1980er unter viel Getöse die Bühne betreten. Sie nannten ihn Cassius, nach Cassius Clay, dem späteren Muhammad Ali, aufgrund seiner großen Klappe. Als der Titelkampf in der Bundesliga zum heißen Duell mit dem FC Bayern ausartete, hat sich Daum im ZDF-Sportstudio sogleich zu einer mit Beleidigungen gewürzten, legendären

„Wohin?“, fragt der Chauffeur.

**„Egal“, sagt der Star,
„ich werde überall gebraucht.“**

Schlamm Schlacht mit dem Bayerntrainer Jupp Heynckes und dem Manager Uli Hoeneß hinreißen lassen, die Luft brannte. „Ich wollte die Bundesliga spannend halten“, verriet Daum später, „denn wenn kein Wind weht, fällt die Regatta aus.“

Christoph Clown. Großmaul. Schaumschläger. Das waren die fragwürdigen Namen, die er sich zunächst erarbeitet hat, aber die folgenden, beim VfB, begannen dann schon alle mit M: Magier, Messias, Meistermacher, Motivationsmonster, Menschenfänger. Dem ganzen Verein hat er eingetrichtert, dass aus einem traurigen Arsch kein fröhlicher Furz kommt, und alle ließen sich anstecken, vom Busfahrer Pfisterer über den Zeugwart Seitz bis zu Helmut Noller, der den VfB-Profis während des Trainings für ein Trinkgeld die Autos schrubbte. Auch Daum ließ seinen SL bei ihm waschen, „zehn Mark krieg ich von dem.“ Otto Münzinger, der VfB-Parkplatzwächter, ergänzte: „Der Daum isch okay. Der sitzt auch mal ins Klubheim, isst Schinkennudeln und schwätzt mit de Leut.“

Und was Daum schwätzte, war lustig. Über seinen laufstarken Isländer Eyjólfur Sverrisson, den er in der zweiten Mannschaft aufgespürt hatte, erzählte er: „Ich habe den Kühltank aufgemacht. Da saß er drin - der Mann, der aus der Kälte kam.“ Aber auf seine Spieler allein wollte sich Daum im Meisterkampf nicht verlassen. Sicherheitshalber hatte er auch immer eine Hasenfote,

eine Schornsteinfegerpuppe, eine alte Meisternadel des AC Mailand und ein paar Pfennige dabei, die er sich in die Socken steckte. Flankierend forderte er die Flankenhilfe des Fußballgotts ein, „wofür zahle ich Kirchensteuer?“

VfB-Präsident Gerhard Mayer-Vorfelder erkannte früh: „Ein Trainer zwischen Genie und Wahnsinn.“

Damals wurde erstmals über Daums Augen diskutiert. Wenn er unter Strom stand, knipste er sie an wie Fernlichter der Besessenheit, es war, als ob man in eine doppeläufige Flinte starrte. Der VfB hätte zweifellos auch noch die Champions League gewonnen, wenn der Geniale gegen Leeds United nicht auf die wahnsinnige Idee gekommen wäre, regelwidrig einen unerlaubten Spieler einzuwechseln und den VfB damit aus der Königsklasse auszuwechseln. Die Schuld dafür schob Daum, der auf der Klaviatur der Medien virtuos klimpern konnte, durch die Blume dem Manager Dieter Hoeneß in die Schuhe, worauf sich der („Daum ist ein Demagoge!“) fuchsteufelswild wehrte.

Ins Exil ist Daum danach geflüchtet, in die Türkei, und dort mit Besiktas

Istanbul gleich Meister geworden. Bald war er wieder gesellschaftsfähig und zurück in der Bundesliga, in Leverkusen. Hochdotierte Vorträge in Managerseminaren hat er gehalten, die größten Wirtschaftsbosse hingen an seinen Lippen, aber zwischendurch ist dem Wilden mit den giftgrünen Augen der Deckel auch vom Dampfkessel geflogen, so dass sich „Sportbild“ ernsthafte Sorgen machte („Ist Daum gaga?“) – ein anderer scharfer Beobachter beschrieb ihn sogar als „Gefangenen im Irrgarten seiner Widersprüche“.

Der Schreiber hier hat Daum während seiner VfB-Zeit einmal besucht und als anspruchsvollen Menschen kennengelernt. Er sammelte Geld für Kinder, die an Mukoviszidose litten, einer Erkrankung der Atemwege, und er konnte nachdenklich sein und ein Feingeist. Abends gönnte er sich Pavarotti, zu einer Zigarre und einem guten Wein, und er las die „Zeit“ und die „Süddeutsche“. Bücher? „Moment“, sagte Daum und ging zum Regal, in dem Brecht und Tucholsky standen. Er griff nach Gorbatschows Memoiren und nach Max Frisks Identitäts-Roman „Stiller“ - das

ist jener Mensch, der sich in eine Rolle gedrängt fühlt, die ihn daran hindert, er selber zu sein.

Wer sind Sie, Herr Daum?

„Ein anderer“, verriet er, „als der, den die Journalisten in ihre Schablone pressen.“

Doch immer mal wieder hat es halt plötzlich gepoltert und gerumpelt bei ihm, und Daums Double kroch unter dem Tisch hervor, dieser andere Daum, der seinem Affen manchmal zuviel Zucker gab und der die Kontrolle verlor. Daum hebt ab, hieß es dann, er verkrachtet die Lorbeeren nicht, vor allem nicht den Hollywood-Oscar, den ihm der Merkel in Form der sechs Bälle verabreicht hat.

Andererseits: War er nicht alle sechs wert? Gerhard Mayer-Vorfelder war im Herbst 2000 nicht mehr VfB-Boss, sondern inzwischen DFB-Präsident, und er brauchte dringend einen Bundestrainer. Also erinnerte er sich an die wunderbaren Zeiten in Stuttgart („Daum ist ein hochintelligenter Mensch, ein ungeheurer Arbeiter und ein PR-Genie“), drückte seinem alten Kumpel für die Unterschrift den Füllfederhalter in die Hand, und alles war bestens - bis Bayern-Manager Uli Hoeneß in einem Interview unmittelbar danach die rätselhafte Bemerkung ausstieß: „Der DFB kann doch keine Aktion 'Keine Macht den Drogen' starten und Herr Daum hat vielleicht damit etwas zu tun.“

Daum hat Hoeneß angezeigt und sich freiwillig einer gerichtsmedizinischen Haaranalyse gestellt, „weil ich ein absolut reines Gewissen habe“. Aber das war, wie sich dann herausgestellt hat, auch nicht viel reiner als seine Frisur, und die war ziemlich kokainhaltig.

Verkorkst hatte Daum den Traum seines Lebens, oder besser verkokst. Und als er an jenem unwirklichen, haarsträubenden Samstag des 21. Oktober 2000 mit einer Luftansa-Boeing ins Exil nach Miami flüchtete, war er erledigt. Bayer 04 hatte noch in der Nacht seinen Rücktritt eingeholt, für Mayer-Vorfelder („Ich bin zutiefst enttäuscht“) war er als Bundestrainer gestorben, und „Bild“ verkündete im Schock: „Das bizarre Leben des Christoph Daum. Ein Sumpf aus Drogen und Sex.“ Tagelang meldeten sich sogenannte alte



Freunde zu Wort mit der Andeutung, sich das weiße Pulver in dunklen Nächten gemeinsam mit Daum auf den Handrücken gestreut zu haben.

Schon manchem steilen Aufstieg ist der freie Fall gefolgt, aber so senkrecht ist selten einer parterre gegangen. Ende des Traums? Ende des Daums? Immerhin hatte er noch sein Lebensmotto: Aufstehen, Mund abputzen, weiter. Das Stehaufmännchen floh wieder ins Exil, wurde Meister mit Austria Wien und Fenerbahce - und alles erinnerte an die Anekdote vom berühmten Star, der durch die Hintertür beifallumrauscht aus dem Schauspielhaus schwebt, ins Taxi steigt und befiehlt: „Los!“

„Wohin?“, fragt der Chauffeur.

„Egal“, sagt der Star, „ich werde überall gebraucht.“

Christoph Daum ist am Ende nochmal in Köln gebraucht worden, bei Eintracht Frankfurt, in Belgien und als rumänischer Nationaltrainer. Und beinahe hätte, in hoher Abstiegsnot, auch der VfB sein altes Genie nochmal zurückgeholt. Aber die Angst vor dem Wahnsinnigen war offenbar größer. ♦



ÜBER DEN AUTOR

Oskar Beck, Jahrgang 1949, ist für seine Texte mit zahlreichen Journalistenpreisen ausgezeichnet worden. Schon in seinem Buch "Und alles wegen Ali" (2021) waren seine Sportgeschichten über seine Begegnungen mit den Großen des Sports zugleich ein Stück Zeitgeschichte. Beck begann als Sport-Ressortleiter bei den "Stuttgarter Nachrichten" und war danach als freier Autor unter anderem für "SPORTS", "Sport-Illustrierte" und "Sport" (Zürich) tätig. Er schreibt seit vielen Jahren für die "Welt am Sonntag" und ist seit 2003 wöchentlicher Kolumnist in der "WELT", außerdem erscheint seit 1996 seine wöchentliche Kolumne in der "Stuttgarter Zeitung". Schuld an seinem beruflichen Werdegang war sein Onkel: Der nahm den neugierigen Buben anno 1960 zum Länderspiel gegen Chile ins Neckarstadion mit und entfachte dessen Leidenschaft für das Spiel im Gras. Zehn Fußball-Weltmeisterschaften hat der schreibende Globetrotter Beck besucht, aber zu allen wichtigen Spielen in Stuttgart war er als waschechter Remstaler rechtzeitig wieder daheim. Seine gesammelten Eindrücke bringt er in "Tor in Stuttgart!" jetzt auf den kurzen Nenner: Wenn England das Mutterland des Fußballs ist, sind wir Schwaben das Vaterländle.

Geschichten zu 50 Jahren Sport

Sportgeschichten sind Zeitgeschichte. In seinem Buch "Und alles wegen Ali" beschreibt Oskar Beck Begegnungen und Begebenheiten – und wirft mit seinen Porträts, Erzählungen und Kolumnen einen kritisch-unbestechlichen, aber auch augenzwinkernden Blick auf die Entwicklung von Sport und Gesellschaft.

Stuttgart 2021

428 Seiten, 29,00 €

ISBN: 978-3-9820948-2-3

www.localglobal.com/bookshop/



"Wer im Sport Rang und Namen hat, wurde von ihm porträtiert: Oskar Beck, von DFB- und VfB-Präsident Gerhard Mayer-Vorfelder einst liebevoll zur "Stradivari unter den Arschgeigen" gekürt, schreibt ebenso bissig wie virtuos über die ganz Großen."

Bild am Sonntag

"Oskar Beck ist einer, der klare Kante zeigt... Es ist eine bemerkenswert vitale Sprache, mit der der selbsternannte "Griffelspitzer" in unseren Computer-gestützten Zeiten zur Sache kommt. "Die Nummer 10 ist die Diva unter den Rückennummern" bleibt eine Formulierung für die Ewigkeit."

Frankfurter Allgemeine Zeitung

"Oskar Becks Geschichten sind ein „Musthave“ für alle, die auch eine kritische Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist lieben. Seit dem legendären Hans Blickensdörfer („Die Baskenmütze“) hat der deutsche Sportjournalismus keinen solchen Formulierungskünstler mehr hervorgebracht."

Mittelbadische Presse

"Längst gibt es künstliche Intelligenz und Roboter, die Informationen in Artikel ummünzen. Allerdings: Nicht mal einen halben Beck würden sie hinkriegen und einen ganzen schon gar nicht."

Beck ist ein Künstler."

Südkurier

"Becks Geschichten sind mehr als Unterhaltung. Manch einem kommen beim Lesen die Tränen ob der Erinnerung an die alten Zeiten, die Duelle, die Aufstiege, die Abstürze."

Stuttgarter Zeitung

"Bei Oskar Beck ist jede Kolumne ein Kunstwerk. Sein Buch ist ein purer Genuss, von der ersten bis zur letzten Seite, jede Zeile jeder einzelnen Geschichte. Weil diese Geschichten nicht nur über den Sport etwas aussagen, sondern über Sportler, das Geschäft, und, noch mehr, über Lebenszusammenhänge, über Gesellschaft, über Zeitgeschichte."

Reutlinger Generalanzeiger

"Wer 50 Jahre lang über den Sport-Globus geturnt ist, hat eine Menge zu erzählen. Oskar Becks Buch ist eine wunderbare Zeitreise durch den Sport."

Welt am Sonntag

"Mit seinen Porträts, Erzählungen und Kolumnen wirft Beck einen ungeschminkten, aber immer auch augenzwinkernden Blick auf die Entwicklung von Sport und Gesellschaft. Es sind vergnügliche und anspruchsvolle Geschichten, die Beck gesammelt hat zu den sporthistorischen Höhepunkten und großen Gefühlen der Vergangenheit."

Die Welt

Oskar Beck Tor in Stuttgart - Fußballgeschichte(n)

Wenn die Engländer das Mutterland des Fußballs sind, sind die Schwaben das Vaterlände. Die Stuttgarter haben alles erlebt, Tore und Triumphe, Tragödien und Tränen, vom verrücktesten Fallrückzieher bis zum Fluchtauto, das vor dem Stadion auf den Libero des Gegners wartete. Heldentaten und Schandtaten wurden hier verübt, Wundermänner, Paradiesvögel und Hexer wie Pele, Maradona, Ronaldo und Messi sorgten für Musik, aber auch heimische Diegos wie Buchwald, Klinsmann oder Lahm.

Wer darüber hinaus beispielsweise auch noch wissen will, wie ein Stuttgarter Schiedsrichter die gelbe und rote Karte erfand, ein Stuttgarter Journalist uns Deutschen das WM-Endspiel 1974 gegen die Holländer gewann oder ein Stuttgarter Scharfrichter nach dem Bestechungsskandal der Bundesliga den Sumpf ausgetrocknet hat, wird in "Tor in Stuttgart" lückenlos informiert.

ISBN 978-3-9820948-2-3



9 783982 094823



local global
€ 29,00 (D)

ISBN: 978-3-9820948-2-3